HEDDA ZINNER

WIR FAHREN NACH MOSKAU



Junge Pioniere besuchen die Hauptstadt der Sowjetunion

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

EINE GROSSE ÜBERRASCHUNG

Es lag etwas in der Luft, wie man so sagt. Niemand in der Klasse hätte erklären können wieso. Vielleicht lag es daran, daß der Pionierleiter so ein feierliches Gesicht gemacht hatte, als er alle Pioniere zu einer kurzen Versammlung am Nachmittag zusammenrufen ließ. Neben dieser Feierlichkeit aber saß in seinen Augenwinkeln ein kleines verschmitztes Lächeln. Was war nur los? Jochen wollte etwas wissen von einem „ganz, ganz wichtigen Brief" aus Moskau. Jedenfalls steigerte sich die merkwürdige Spannung von Stunde zu Stunde.
Die Kinder hatten sich nicht getäuscht. Im Pionierzimmer standen, als sie es am Nachmittag betraten, frische Blumen, und um die Bilder Lenins und Stalins waren Girlanden gelegt. Vorn, neben dem Pionierleiter, saß eine Freundin im blauen Hemd der Freien Deutschen Jugend. „Ich kenne sie", flüsterte Helga ihrer Freundin Christel zu, „sie kommt vom Zentralrat der FDJ."
Helga hatte recht. Nach kurzer Begrüßung gab der Pionierleiter ihr das Wort. Was sie den Pionieren mitzuteilen hatte, war allerdings eine aufregende Sache: Die sowjetische Pionierorganisation hatte eine Einladung gesandt für fünfzehn Kinder. Fünfzehn Junge Pioniere aus der Deutschen Demokratischen Republik, davon fünf aus Berlin, sollten sich drei Wochen lang im Pionierlager Artek erholen, drei Wochen lang sollten sie mit den sowjetischen Pionieren dort zusammen leben! Für wenige Sekunden herrschte eine solche Stille, daß man glaubte, die berühmte Stecknadel zur Erde fallen zu hören. Wer würde der Glückliche sein? Es gab ein Getuschel und Gewisper, das erst verstummte, als der Pionierleiter Ruhe gebot. Er stand auf. „Pioniere", sagte er, „wir haben lange überlegt, wer von euch die hohe Ehre haben soll, in die Sowjetunion zu reisen. Es ist uns nicht leicht geworden, da jede Schule nur einen Pionier delegieren kann, aber das ist auch eine besondere Freude für uns: Zeigt es doch, daß wir gut zusammen gearbeitet haben, wenn es bei uns so viele Pioniere gibt, die dieser Auszeichnung würdig sind. Ich nenne euch jetzt unseren Vorschlag, und ihr sollt sagen, ob ihr einverstanden seid, wenn wir Christel Gebhard



schicken." Minutenlanges Klatschen zeigte, daß alle einverstanden waren — mochte auch der eine oder andere ein ganz klein wenig traurig sein. Sie nahmen sich vor — alle nahmen es sich vor — in ihren Leistungen, in ihrer Disziplin und in ihrer gesellschaftlichen Arbeit noch besser zu werden. Vielleicht im nächsten Jahr ... Christel Gebhard war rot geworden, sie wollte sich hinter dem breiten Rücken von Bernhard verstecken, aber der schob sie resolut nach vorn. Da stand sie nun, sie wollte sprechen, ihre Stimme versagte, so aufgeregt war sie. „Pioniere ... Freunde ... ich danke euch ... ich will mir Mühe geben ... alles erzählen ... wenn ich zurückkomme ..."
Am nächsten Nachmittag saßen fünfzehn Kinder in einem der schönen Räume des Zentralhauses der Jungen Pioniere. Das war ähnlich wie die sowjetischen Pionierpaläste eingerichtet, und sowjetische Freunde hatten es der deutschen Jugend geschenkt. Die Pioniere lauschten auf das, was ihnen erzählt wurde, sie waren ganz Auge und Ohr, und einige schrieben bereits jetzt eifrig mit. Drei Wochen Artek, drei Wochen Ferien am Meer, und vorher ...

„Vorher aber, Freunde", sagte der Pionierleiter Hans Brehme, „werdet ihr in Moskau einige Tage beim Komsomol zu Gast sein. Ihr werdet das große Glück haben, Moskau zu sehen, die herrliche Hauptstadt des Sowjetlandes, die Stadt Lenins und Stalins. In Moskau laufen alle

Fäden zusammen, Moskau ist das Industriezentrum, das Wirtschaftszentrum, Moskau ist der Sitz der Regierung, des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, des Leninschen Jugendverbandes, Moskau ist die Stadt der Kunst und der Wissenschaft, vor allem aber ist Moskau das Zentrum der Weltfriedensbewegung. Ihr werdet bestimmt viel zu sehen bekommen, aber nicht alles, was jeder gern möchte, dazu ist die Zeit zu kurz. Aber wenn wir alle — denn ich werde euch begleiten — unsere Augen und Ohren gut aufmachen, dann werden wir bei unserer Rückkehr kein Ende finden mit unseren Erzählungen und Berichten. Was meint ihr?" Sie nickten und lachten, und die Freundin vom Zentralrat meinte, daß es bei dem stürmischen Tempo, in dem Moskau wächst, vielleicht bei ihrer Rückkehr schon anders aussehen würde.

Da mußte auch Hans Brehme lachen. Vergnügt antwortete er: „Das werden dann die Delegationen berichten, die später hinfahren. Um so interessanter wird es für uns sein." Doch dann wurde er ernst. „Ich habe", sagte er, „als ich von der Einladung erfuhr, noch einmal durchgelesen, was Genosse Stalin im Jahre 1947 in seiner Botschaft an Moskau schrieb, als die Stadt 800 Jahre alt wurde. Das behält seine Gültigkeit. Er erwähnt in dieser Botschaft die geschichtlichen Verdienste beim Schaffen eines einheitlichen Staates. Er zeigt, wie Moskau der Mittelpunkt des sozialistischen Aufbaus wurde. Er spricht von der Gleichberechtigung aller Menschen und weist darauf hin, daß Moskau das Zentrum der Völkerfreundschaft ist. Sehr schön erklärt Genosse Stalin in dieser Botschaft, daß Moskau, einst eine Stadt mit Elendswohnungen, heute das Vorbild des fortschrittlichen Städtebaus in der ganzen Welt ist. Und schließlich sagt Genosse Stalin etwas, das unsere Herzen höher schlagen läßt: Nach Moskau blickt die gesamte Menschheit, die den Frieden will! Er schließt seine Botschaft mit den Worten, mit denen auch ich heute unsere Zusammenkunft schließen möchte: ‚Es lebe unser mächtiges, teures, sozialistisches Sowjet-Moskau!'"

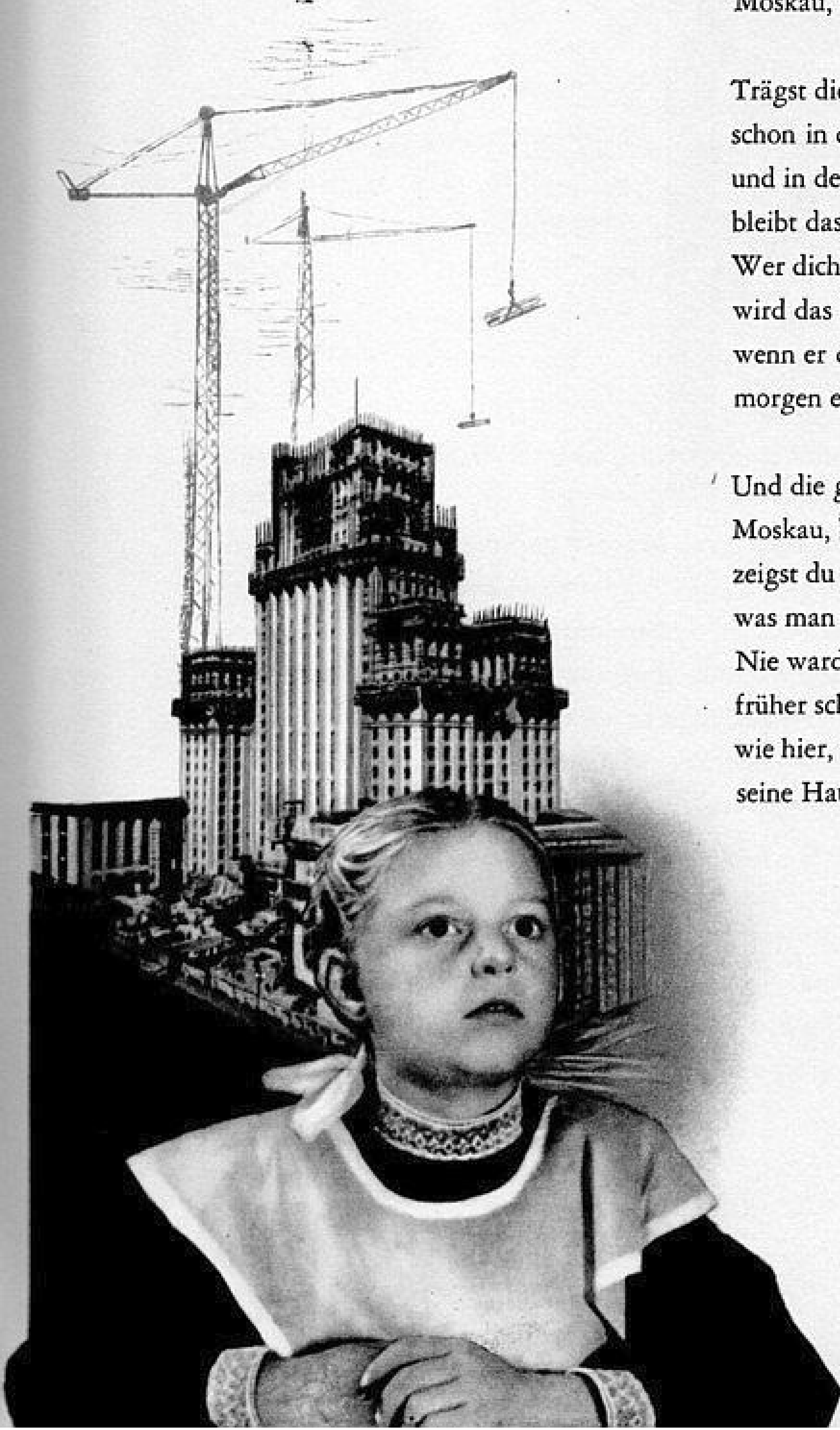
Das ereignete sich an einem Junitag des Jahres 1951. Zu Beginn ihrer Ferien reisten unsere Freunde ab. Fünf von ihnen — Christel Gebhard, Ursel Handke, Gerhard Pfeil, Fritz Peters und Dieter Schöning, alle aus Berlin — hatten sich während der Vorbereitungsbesprechungen besonders angefreundet.



Sie nahmen sich vor, ihre Erlebnisse und Berichte gemeinsam zusammenzustellen. Wir haben davon das Erlebnis Moskau genommen und zu einem Buch vereinigt, mit vielen, vielen Bildern. Würden wir auch noch von ihrer Reise nach Artek erzählen, dann — hätte es vielleicht noch länger gedauert, bis das Buch in eure Hände gekommen wäre. Inzwischen aber ereignete sich viel Neues. Die Stadt Moskau verändert täglich ihr Gesicht, und auch bei uns ist die Zeit nicht stehengeblieben. Denken wir nur daran, daß wir in der Deutschen Demokratischen Republik begonnen haben, ein neues Leben aufzubauen, denken wir an die prachtvollen Bauten in der Stalinallee, denken wir daran, daß eine völlig neue Stadt entsteht, die herrliche Stadt beim Eisenhüttenkombinat, die nun den Namen Stalins trägt.

Am 5. März 1953 hat das Herz Josef Wissarionowitsch Stalins, des weisen Führers und Lehrers der Kommunistischen Partei und des Sowjetvolkes, des großen Freundes der Werktätigen und besonders der Jugend der ganzen Welt, aufgehört zu schlagen. Als unsere Freunde in die Sowjetunion reisten, lebte Stalin noch, wir aber wissen, daß sein Name immer in den Herzen des Sowjetvolkes und der ganzen fortschrittlichen Menschheit leben wird.

MOSKAU



Dich zu kennen, Moskau,
das ist schwer.
Was du einst gewesen,
bist du längst nicht mehr.
Der dich gestern kannte,
kennt dich heute nicht;
wandelst unaufhörlich,
Moskau, dein Gesicht.

Trägst die Zukunft, Moskau,
schon in deinem Blick,
und in deinem Schreiten
bleibt das Heut' zurück.
Wer dich heute schön nennt,
wird das kaum verstehn,
wenn er deine Schönheit
morgen erst wird sehn.

Und die ganze Menschheit,
Moskau, blickt dich an;
zeigst du doch, ein Vorbild,
was man schaffen kann.
Nie ward solch ein Reichtum
früher schon geschaut
wie hier, wo ein Volk sich
seine Hauptstadt baut.

DIE REISENDEN STELLEN SICH VOR



„Gerhard! Gerhard! Hast du nicht gehört? Es ist fünf Uhr, der Wecker hat geläutet."
Gerhard fuhr hoch, blinzelte ein wenig in das grelle Licht der Nachttischlampe und drehte sich auf die andere Seite.
„Was ist denn los? Ist ja noch Mitternacht."
Frau Pfeil nahm ihrem Ältesten die Decke fort, die er sich bis über die Ohren hinaufgezogen hatte, und kitzelte ihn an der Nase.
„Aufstehn, Faulpelz! Hast du vergessen, was heute für ein Tag ist?"
Mit einemmal war Gerhard ganz wach.
„Wieviel Uhr?" brüllte er, und dann tanzte er im Zimmer umher und sang in krächzenden Tönen: „Heute geht es los! Hurra, heute geht es los!" Und dann sauste er in die Küche, wo die schon mit Wasser gefüllte große Waschschüssel stand. Prustend und schnaubend begann er sich zu waschen.
So schnell hatte Frau Pfeil ihren Ältesten noch nie bei der Morgenwäsche gesehen, und über ihr meist ein wenig ernstes Gesicht flog ein Lächeln.

Seit sie ihren Mann im Krieg verloren hatte, tat sie alles, um ihren beiden Kindern den Vater zu ersetzen. Einfach war es nicht, den Lebensunterhalt für drei Personen zu verdienen. Nachdem sie in den ersten Nachkriegsjahren alles mögliche versucht hatte, war sie vor zwei Jahren wieder zu ihrem alten Beruf zurückgekehrt: Sie wurde Verkäuferin bei der HO. Die Arbeit machte ihr Freude, und als ihre Verantwortung wuchs — sie hatte vor einem halben Jahr die Leitung einer Lebensmittelverkaufsstelle übernommen — ging sie in ihrer Arbeit auf. Der dreizehnjährige Gerhard mußte natürlich zu Hause mit zufassen und der kleinen Schwester helfen, wenn sie am späten Nachmittag aus dem Kindergarten kam.

Trotzdem war Frau Pfeil natürlich froh gewesen, als es hieß, Gerhard sollte mit einer Gruppe von Pionieren in die Sowjetunion fahren. Im Kindergarten hatte sie erreicht, daß die kleine Tochter bleiben konnte, bis sie sie abends abholte, auch wenn es einmal später wurde, und so machte es keine Schwierigkeiten, sich für vier Wochen ohne den Jungen zu behelfen.



Fritz Peters



In der Familie des Drehers Peters kannte man keinen Wecker. Noch nie hatte Max Peters sich verschlafen, wenn es zur Arbeit ging.

Aber heute, das war etwas Ungewöhnliches. Darum hatten er und seine Frau die halbe Nacht nicht geschlafen, nur damit sie Fritz rechtzeitig wecken konnten.

Viele Jahre seines Lebens hatte Vater Peters in der Arbeiterbewegung gekämpft, manchen Streik hatte er schon durchgestanden, die Nazis hatten ihn ins Konzentrationslager gesperrt, aber das hatte seinen Mut nicht brechen können — und jetzt sollte sein Junge das Land wirklich und wahrhaftig sehen, das ihm, dem Vater, immer bei allen Kämpfen als Vorbild vor Augen gestanden, dessen Beispiel ihm Mut und Kraft gegeben hatte: die große Sowjetunion.

„Ich kann's noch immer nicht fassen, Mutter, daß unser Fritz das nun erleben soll", sagte er zu seiner Frau.

Fritz schlief fest und traumlos und erwachte darum frisch und ausgeruht, als Vater Peters ihn rüttelte. „Los, Junge, es ist Zeit!"

Auch bei Dieter Schöning hatte um fünf Uhr der Wecker gerasselt. Aber Dieter hatte sofort gewußt, was das bedeutete. Mit beiden Beinen zugleich war er aus dem Bett gefahren.

Die Eltern schliefen noch. Dieter konnte sich nicht erinnern, daß es je anders gewesen wäre: Der außerordentlich stark beschäftigte Vater, der Arzt Dr. Schöning, saß abends nach Schluß der Sprechstunde noch lange über seinen wissenschaftlichen Studien. Seine Frau hatte bis zum Kriegsende eigentlich nichts gekannt als die Sorge um ihren Haushalt. Jetzt nahm sie regen Anteil an der Arbeit ihres Mannes, war — wie der Doktor immer wieder erklärte — sein bester Mitarbeiter.

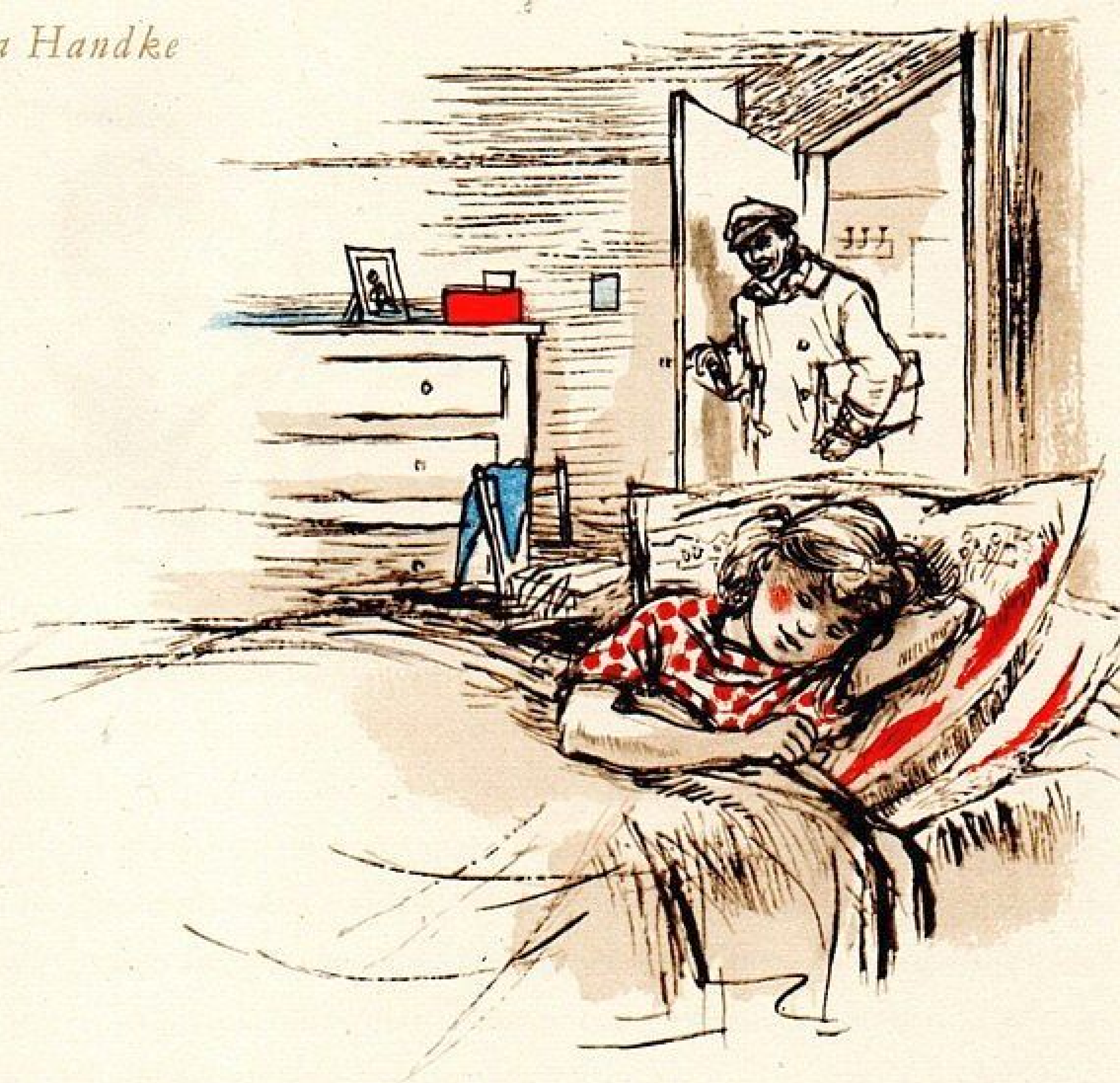
Leni aber stand bereits in der Küche und machte für Dieter das Frühstück fertig. Dieter hatte seine Sachen schon am Nachmittag vorher gepackt. Gerade als er gehen wollte, erschien die Mutter, die es sich trotz aller Müdigkeit nicht nehmen lassen wollte, ihren Jungen zum Flugplatz zu begleiten.



„Ich wollte, ich könnte mit dir fliegen", sagte sie mit einem kleinen Seufzer. „Ach Junge, du weißt gar nicht, was für ein Glückspilz du bist!"

Dieter gab sich einen Ruck, er wuchs sichtlich um einige Zentimeter und fuhr seiner kleinen Mutter, die er in der Größe bereits eingeholt hatte, liebkosend über die Haare.

„Ich werde mir genaue Notizen machen, Mami, und dir alles ganz ausführlich erzählen."



Auch Ursel Handke hatte fest und traumlos geschlafen. Aber sie erwachte nicht frisch und ausgeruht, als ihr Vater sie weckte. Mutter hatte gestern noch große Wäsche gehabt, und Ursel hatte ihr tüchtig geholfen, denn nun würde Mutter ja für zwei Wochen keine Hilfe haben. Frau Handke konnte ohne das Mädel nur schwer fertig werden.

Vater Handke war als Invalide aus dem Kriege zurückgekehrt. Schwere Arbeit konnte er nicht mehr leisten — er war als Nachtwächter in der Verwaltung angestellt und mußte deshalb tagsüber schlafen. Jetzt kam er gerade rechtzeitig vom Dienst heim, um Ursel zu wecken. Er half ihr, und beide sprachen leise miteinander, um die Mutter nicht zu stören, denn die mußte ausgeruht sein, wenn sie zur Arbeit kam.

Vater Handke aber wollte die Tochter begleiten und sich dann erst schlafen legen. So hatten sie es abgemacht.



Christel Gebhard brauchte weder durch einen Wecker noch von Mutter oder Vater geweckt zu werden. Sie lag schon lange vor der Zeit wach und überlegte, was sie sich in Moskau alles ansehen wollte. Sicher würden die Moskauer Pioniere sie fragen, und dann mußte sie doch schon eine gewisse Vorstellung haben, fand sie. Was war nun besonders interessant für sie? Musikschulen wollte sie besuchen und Konzerte ... ach, in der Sowjetunion gab es für alle Kinder, wenn sie begabt waren, ungeheure Möglichkeiten für eine künstlerische Ausbildung. Das hatte sie in vielen Berichten gelesen.

Christel träumte davon, Geigerin zu werden. Aber vorläufig war es eben nur ein Traum, und sie hatte keine Ahnung, wie er einmal zu verwirklichen sein würde. Denn der Vater, Angestellter beim Wohnungsamt, mit viel Sinn für Zahlen, wenig Humor und noch weniger Phantasie, war durchaus nicht begeistert von dem Gedanken, seine Tochter Künstlerin werden zu lassen. Sein Gehalt erlaubte ihm nicht, große Sprünge zu machen, aber Christel hoffte auf ein Stipendium.

Die Mutter hingegen hatte Verständnis für Christels Träume, besonders nachdem die Tochter ihr so vieles über die Sowjetunion vorgelesen hatte.

Nun aber würde Christel das alles mit eigenen Augen sehen, und Frau Gebhard war so aufgeregt, als ob sie selbst auf die Reise gehen sollte.

WIR FLIEGEN NACH MOSKAU



Abschiedsworte wurden gewechselt, die Eltern hatten ihre Kinder umarmt. In letzter Minute riefen sie ihnen nun noch die allerletzten Ermahnungen zu, aber die Mädchen und Jungen waren so aufgeregt, daß sie kaum hinhörten.
„Paß gut auf, damit du uns alles erzählen kannst!"
„Schreib uns mal!"
„Sei bescheiden, iß nicht zuviel Süßigkeiten, und verdirb dir nicht den Magen!"
Dann wurde die Trittleiter abgehängt, die Türen wurden verschraubt, und das Dröhnen der Propeller übertönte alle anderen Geräusche. Und nun hob sich das Flugzeug ganz sacht, flog eine Weile wie ein Kinderdrachen flach über das Feld hin und stieg und stieg, bis die Menschen unten ganz klein und winzig wurden wie Pünktchen in einer unendlichen Weite und zuletzt ganz und gar verschwanden.
Fünfzehn Pioniere flogen an diesem schönen Junitag des Jahres 1951 nach Moskau. Stolz trugen sie alle das Abzeichen „Für gutes Lernen". Aber sie waren nicht nur die besten Schüler, sie hatten sich auch in der Pionierorganisation ausgezeichnet, bei der Ausgestaltung der Wandzeitung, in der Zirkelarbeit und besonders im Kampf um den Frieden und für ein einheitliches Deutschland. Sie alle führten einen regen Briefwechsel mit westdeutschen Freunden. Gerhard Pfeil, Dieter Schöning, Fritz Peters, Ursel Handke und Christel Gebhard saßen zusammen.





Wälder glitten unten vorbei und Felder und Dörfer und Städte und wieder Wälder, alles sah aus wie aus einem Spielzeugkasten. Manchmal wurde das Flugzeug in dicke Wolkenballen, weiß wie Watte, gehüllt — dann konnte man überhaupt nichts mehr sehen.

Dieter holte aus seinem Köfferchen einen Schreibblock hervor und aus der Innentasche seines Anzugs einen nagelneuen Füllfederhalter. Stolz zeigte er ihn herum.

„Hier schreibe ich alles auf, was ich sehen werde", sagte Dieter und tippte auf den Schreibblock. „Das wird ein richtiger Roman, paßt nur auf." Er fing auch gleich an. „Wir fliegen hoch über den Wolken", wollte er schreiben, aber durch die gleichmäßig schaukelnden Bewegungen des Flugzeugs purzelten die Buchstaben durcheinander, so daß man kaum ein Wort entziffern konnte.

Ursel Handke mußte lachen und meinte: „Gib bloß nicht so an! Hier kannst du ja doch nicht schreiben, und imponieren tust du uns damit auch nicht."

Alle stimmten in Ursels Gelächter ein, und Dieter steckte den Block weg.

Nachdem Gerhard sich das Flugzeug ganz genau angesehen hatte, saß er am Fenster und hatte nur noch Augen für das Land, über das sie hinwegflogen.

„Du, laß das lieber bleiben!" Fritz Peters stieß ihn an. „Ein Aktivist aus Vaters Abteilung, der als Delegierter nach Moskau geflogen ist, hat auch dauernd nach unten geguckt und ist luftkrank davon geworden. Er hat es uns selber erzählt."

„Ich werde aber nicht luftkrank." Gerhard sah ganz beleidigt aus. „Ich will später mal Flieger werden, da muß man mehr aushalten als so 'n paar Stunden Schunkelei."
„Flieger?" meinte Fritz. „ Das möchte ich mal erleben, daß du Flieger wirst! Ich werde Gießer oder auch Dreher wie mein Vater und später Ingenieur."
„Und ich", sagte Ursel Handke bestimmt, „ich werde Lehrerin."
„Vor dir wird ja keiner Respekt haben", sagte Fritz Peters lachend. „Hier, der Dieter sollte Lehrer werden, der hat bestimmt das Zeug dazu. Was, Dieter?"
Aber Dieter hatte den Kopf auf die Brust sinken lassen und schlief fest.
„Und der wollte über alles, was er sieht, Eintragungen machen." Christel kicherte.
„Was ist denn mit dir los?" unterbrach sie sich plötzlich und sah erschrocken zu Gerhard hin. Der erhob sich unsicher und fragte, etwas käsig im Gesicht, wohin man verschwinden könne.
Ursel prustete los. „Ich habe gedacht, du willst Flieger werden, und so ein paar Stunden Schunkelei machen dir nichts aus!"
Aber Gerhard hörte schon nichts mehr, er hatte es sehr eilig.
Sie konnten sich ausrechnen, daß das Flugzeug inzwischen über Polen sein mußte, aber da die Wolken immer dichter wurden, war leider nichts davon zu sehen.
„Wollen wir nicht etwas singen?" schlug der Pionierleiter vor, der die Gruppe begleitete. Und sie sangen das Lied der Roten Flieger. Die vielen frischen Stimmen setzten sich siegreich gegen den Lärm der Motoren durch.

„Und höher und höher und höher!
Wir steigen trotz Haß und Hohn,
ein jeder Propeller singt surrend:
Wir schützen die Sowjetunion!"

Nach einer kurzen Zwischenlandung in Minsk flogen unsere Freunde weiter und landeten nach etwa zwei Stunden im „Aeroport", dem Flughafen Moskaus.
„Moskau! Wir sind da! Habt ihr alle eure Sachen?"
Ach, war das eine Aufregung! Selbst Gerhard wurde davon angesteckt und sah nun gar nicht mehr so grün im Gesicht aus. An der Trittleiter des Flugzeugs standen Vertreter des Komsomol und neben ihnen Moskauer Pioniere mit



vielen, vielen Blumensträußen. Jeder deutsche Pionier bekam einen davon in die Hand gedrückt. Das war eine Begrüßung!
„Bud gotow!" (Seid bereit!) grüßten die sowjetischen Pioniere, und die deutschen antworteten fröhlich und stolz: „Wsegda gotow!" (Immer bereit!). Dann wurden Hände geschüttelt, und ein lustiges, lautes Durcheinander von Kinderstimmen erfüllte den weiten Platz. Ein Vertreter des Komsomol begrüßte sie mit herzlichen Worten. Er sprach deutsch, und als er geendet hatte, dankten ihm die Freunde mit lebhaftem Beifall.
Auf dem Flugplatz lernte Ursel ein Mädchen, Tamara, kennen. Tamara hatte strahlend blaue Augen und wippende Zöpfe.
Ursel und Tamara gefielen sich auf den ersten Blick.
Tamara fragte: „Du gut lernen?"
Ursel lachte. „Karascho, karascho!"
Und nun lachte Tamara, weil Ursel das „Choroscho" (gut) so falsch aussprach. Auch Christel Gebhard hatte sich zu ihnen gesellt.
Gerhard und Dieter und Fritz standen mit einem Jungen, Borja, zusammen. Dieter erzählte ihm sofort, daß er über alles, was er sehen würde, Eintragungen machen wollte. „Wenn du nicht wieder einschläfst", neckte ihn Fritz Peters. Aber Dieter setzte schnell sein würdigstes Gesicht auf und tat, als hätte er nichts gehört. Er fing gleich an, Borja auszufragen, wie denn der Flugplatz heiße, auf dem sie angekommen waren, ob er schon alt sei und wann er gebaut worden wäre.
Borja mußte über die Gründlichkeit des deutschen Freundes lachen, aber er erzählte bereitwillig, daß „Aeroport" nichts anderes heiße als Lufthafen, daß er von der Sowjetmacht errichtet wurde und daß hier früher einmal das Chodinka-Feld gewesen sei. Dann erzählte er von dem furchtbaren Unglück, das diesem Feld zu einer traurigen Berühmtheit verholfen hatte ...

Hier — vor den Toren Moskaus — waren früher unendliche Gras- und Sandflächen. Manchmal fanden Flach- und Hindernisrennen statt, und manchmal hatte die Moskauer Garnison auf dem Chodinka-Feld ihr Sommerlager.

Und wenn ein Zar gekrönt wurde, dann wurden auf diesem Feld sogenannte „Volksfeste" veranstaltet, aber das waren keine richtigen Feste des Volkes. Der mächtige, reiche Zar warf den armen, hungernden, von ihm ausgebeuteten Menschen nur ein paar Brocken hin, um sie nachher um so ungehinderter zu unterdrücken.

Auch der letzte Zar gab solch ein „Fest", als er gekrönt wurde. Das war im Jahre 1896.

Die Armen sprachen schon lange vorher davon, denn jeder sollte ein buntes Taschentuch mit dem Bildnis des Zarenpaares, ein Glas Bier und ein Stück Kuchen erhalten. Vielen Menschen erschienen diese armseligen Dinge damals wichtig und begehrenswert.

Aber die „hohen Herrschaften" hatten sich nicht darum gekümmert, ob auch für die Sicherheit der Menschen gesorgt war. Hunderttausende drängten sich auf dem Feld, und daraus entstand so ein grauenvolles Unglück, daß mehrere tausend Menschen zertreten und zertrampelt wurden. Die genaue Zahl der Toten ist nie festgestellt worden, es war ja „nur Volk", aber es müssen sehr viele gewesen sein, denn mehrere Tage hatte man mit dem Fortschaffen der Leichen zu tun.





Als Borja seine Erzählung beendet hatte, sahen sich die Jungen und Mädchen ein wenig bestürzt an, und Fritz Peters sagte seufzend: „Na, also wenn man das hier sieht, dann möchte man so etwas nicht für möglich halten." Auch die anderen schauten über das gepflegte, schöne Feld, auf dem viele Flugzeuge im Licht der Sonne blitzten und glänzten; sie betrachteten die prächtigen Gebäude ringsum, die Verwaltungsgebäude, die Restaurants, die Wartehallen und die wunderbaren Anlagen. Alles atmete Schönheit und Sauberkeit, und es war nicht ganz leicht, sich hier den staubigen Platz des Chodinka-Feldes vorzustellen, auf dem arme Menschen sich totdrückten, um ein bißchen Kuchen und einen Schluck Bier zu bekommen.

Aber die Kinder hatten nicht viel Zeit, über diese Dinge nachzudenken. denn jetzt kamen die Autos an, die sie ins Hotel bringen sollten. Gerhard, der Fachmann, stellte sofort fest, daß es zwei große „SIM" waren, ein großer „SIS", ein mittlerer „Pobeda" und zwei kleinere „Moskwitsch".

Unsere fünf kamen in einen großen „SIM", ja, sogar Borja fand noch Platz. Tamara wäre auch gern mitgefahren, aber das ging nun wirklich nicht mehr. Sie versprach, schnell nachzukommen, und winkte hinter dem Wagen her. Ursel und Christel winkten zurück und schrien: „Do swidanja!" (Auf Wiedersehn!) Aber das hörte Tamara schon nicht mehr, denn der Wagen fuhr zu schnell.

Gerhard prüfte zuerst einmal die dunkelrote Stoffbespannung im Auto und verkündete: „Solche wunderbaren Stoffe haben wir in der HO aber noch nicht." Worauf Fritz Peters in einem Ton, als sei er es, der die Stoffe ausgesucht hatte, fragte: „Hast du den neuen BMW schon gesehen? Und den neuen Dreizylinder-Zweitakter DKW?"

Wer möchte nicht in diesen schönen, bequemen Flugzeugen mitfliegen? Flugzeugkommandeur Nikolai Makin ist bereits 3 Millionen Kilometer ohne jede Panne geflogen



Vor kurzem war hier noch freies Feld. Heute ist es der Flughafen Wnukowo, einer der drei Moskauer Luftfahrthäfen für die zivile Luftfahrt

Dieter aber entschied: „Unsere Wagen sind schon ganz gut, aber so wie die? Nein — so schöne haben wir noch nicht."
Und damit waren alle einverstanden.
Jetzt war aber keine Zeit mehr zur Unterhaltung, denn Borja, der vorn neben dem Fahrer saß, nannte die Namen der Straßen und erklärte mancherlei. Nun gab es zu sehen, zu sehen und wieder zu sehen.

In der Hauptstadt der Sowjetunion

Breit war sie, diese spiegelglatte Asphaltstraße. So breite Straßen kannten sie alle fünf nicht, dagegen waren sogar die berühmten „Linden" (Unter den Linden) in Berlin noch schmal. „Das ist die Leningrader Chaussee", erklärte Borja, „und da, auf der rechten Seite, dieses eigenartige Gebäude, das ist das ehemalige Petrowski-Palais, in dem hielten sich früher die Zaren vor der Krönung auf. Heute ist hier die Shukowski-Akademie der Luftflotte. In dem Park des Schlosses aber", so erzählte Borja weiter, „befindet sich ein Künstlerstädtchen. Dort leben zweihundertundfünfzig Künstler in modernen Häusern, in schönen, bequemen Wohnungen. Ein Haus besteht ganz aus Ateliers, da arbeiten die Maler."
Christel wäre am liebsten ausgestiegen und hätte dieses Künstlerstädtchen gleich einmal besichtigt, aber Borja meinte: „In den nächsten Tagen kannst du dir alles anschauen, jetzt müssen wir erst ins Hotel."
Christel sah das ein.
Aber nun waren die Jungen kaum zu halten, denn sie fuhren an dem riesigen Dynamo-Stadion mit seinen 90 000 Plätzen vorbei, in dem die großen sowjetischen und internationalen Sportveranstaltungen stattfinden. Erst als Borja ihnen versicherte, daß sie ganz bestimmt an einer Veranstaltung im „Dynamo" teilnehmen würden, waren sie beruhigt.



Blick auf die Leningrader Chaussee

Weiter ging es, vorbei an den riesigen Gebäuden der „Prawda" — von dieser großen sowjetischen Zeitung, die täglich in vielen Millionen Exemplaren gedruckt wird, hatten sie alle schon gehört —, vorbei am Belorussischen Bahnhof, und nun wurde Borja gar nicht mehr fertig mit dem Erklären, so schnell ging es.

Der Wagen sauste jetzt die Gorkistraße entlang, vorbei an vielstöckigen, schönen Häusern, die alle erst unter der Sowjetmacht errichtet worden waren. Wenn wirklich hier und da noch Häuser aus der Zarenzeit standen, dann sahen sie neben den anderen ganz klein und armselig aus, dabei hatten sie doch früher zu den großen und stattlichen Gebäuden gehört.

„Junge, Junge, sind das Häuser!" rief Fritz Peters begeistert.

„Schau mal, alle mit Marmorsockel", ergänzte Dieter andächtig.

Gerhard wunderte sich über die geräumigen Geschäfte mit den schönen Auslagen. „Schade, daß der Herr Streich vom Milchladen bei uns nebenan das nicht sieht", sagte er, „der behauptet doch immer, bei staatlichem Handel kann es so etwas nicht geben."

Die „Prawda“ — deutsch die „Wahrheit“ — ist die größte sowjetische Tageszeitung,



das Zentralorgan der KPdSU, die täglich in vielen Millionen Exemplaren gedruckt und mit Kraftwagen, Flugzeugen und der Bahn selbst in die entlegensten Gebiete des riesigen Landes befördert wird. Die Druckerei hat die Größe einer Fabrik. Die Maschinen sind die modernsten der Welt

„Ach so“, sagte Ursel lachend, „der meint also, daß die Einzelhändler allein Initiative haben.“

„Majakowskiplatz“, rief Borja, und Christel sagte: „Majakowski, das war ein großer Dichter“, worauf Dieter sie ein wenig spöttisch fragte, ob sie meine, das

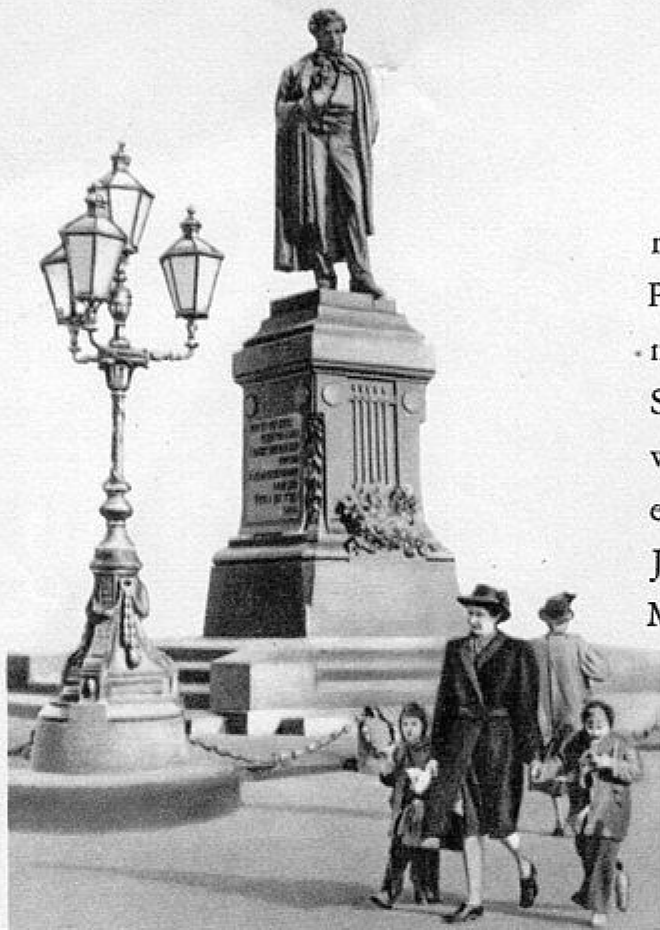
Der Belorussische Bahnhof, einer der neun Bahnhöfe Moskaus



Der Betrieb auf dem Majakowskiplatz sieht lebensgefährlich aus — ist aber ganz harmlos, denn Verkehrsregelung und Disziplin sind vorbildlich

wüßte keiner außer ihr. Aber da waren sie auch schon weiter: „Puschkinplatz!" Das Denkmal Puschkins flog links vorbei. „Früher einmal hat es rechts gestanden", erklärte Borja, „links befand sich nur ein großer Asphaltplatz. Aus diesem Asphaltplatz wurde eines Tages ein schöner Park, und seitdem steht Puschkin nicht mehr

rechts, sondern links, mitten im Park." Und wieder Gorkistraße— mit herrlichen Läden zu beiden Seiten, und der Platz des Mossowjet (der Stadtverwaltung), und endlich der Ochotny Rjad (die Jägerzeile) mit dem großen Hotel Moskwa, in dem die Jungen Pioniere nun wohnen sollten.



Das Denkmal
des großen russischen Dichters
Alexander Puschkin

Die Gorkistraße



Das Hotel Moskwa. Es hat 500 Zimmer, mehrere Restaurants und Cafés

Ochotny Rjad oder die Jägerzeile

„Donnerwetter", sagte Fritz Peters und konnte seinen Blick nicht losreißen von dem imposanten, mächtigen Häuserkomplex, den das Hotel Moskwa bildete.
„Ihr werdet es gleich von innen kennenlernen", sagte Borja, der Fritz' „Donnerwetter" gehört hatte.
Während sie vor dem Hotel auf die Ankunft der letzten Wagen warteten, bestaunten sie die prächtige, breite Straße, die man Ochotny Rjad nennt.
„Wie sich das alles verändert hat", sagte Hans Brehme, der Pionierleiter, nicht weniger verwundert als seine Pioniere. „1946 war ich als Kriegsgefangener

hier, da gab es noch keine Bäume, und nun stehen sie da, groß und breit, als wären sie schon seit vielen Jahren an dieser Stelle gewachsen."

„Das ist doch ausgeschlossen!" rief Dieter und errötete, als er sah, daß ihn plötzlich alle anblickten. Aber tapfer fuhr er fort: „Diese Bäume sind doch mindestens zwanzig Jahre alt."

„Naturkunde ausgezeichnet, fünfundzwanzig Jahre", Hans Brehme lachte, „aber ausgeschlossen ist es trotzdem nicht, denn damals standen sie noch nicht, und heute sind sie da!"

Die Kinder schüttelten den Kopf, und Ursel meinte: „Die reinste Hexerei."

Da mischte sich der sowjetische Pionierleiter, den die Kinder Wanja nannten, ins Gespräch.

„Ich will euch schnell noch eine kleine Geschichte dazu erzählen, die mir selbst passiert ist und die euch sicher interessieren wird.

Hexerei?

Ich war frühmorgens von meiner Wohnung in der ... aber das ist ja gleichgültig, wie die Straße heißt, ihr kennt sie doch nicht; nun also, ich war zur Arbeit gefahren und hatte, da wir unbedingt fertig werden wollten, etwas länger als sonst gebraucht. Ich arbeite übrigens im Staatlichen Kinderbuchverlag.

Als ich an dem Abend den Trolleybus (Oberleitungsomnibus) verließ und in die Straße einbog, die zu unserm Hause führt, stutzte ich plötzlich. Das war doch gar nicht unsere Straße! Nein, ausgeschlossen — ich war falsch ausgestiegen. Merkwürdig! Ich ging zurück zur Haltestelle. Aber die Haltestelle stimmte! Also nun noch mal den seit Jahren gewohnten Weg, diesmal aufmerksam und auf jeden Schritt achtend. Nein, ich hatte mich nicht geirrt. Hier

mußte ich einbiegen, und doch — die Straße, unsere Straße war mir fremd! Ich begann an meinem Verstand zu zweifeln. Was war bloß mit mir los? Ich sah auf das Straßenbild. Ja, es war unsere Straße! Aber wie hatte sie sich in den wenigen Stunden verändert! Als ich morgens wegging, war es eine breite, glatte Asphaltstraße gewesen, und jetzt — jetzt standen plötzlich links und rechts hohe, mindestens 15- bis 20jährige Bäume.



Blick vom Manegeplatz zum Ochotny Rjad (Jägerzeile). Im Hintergrund rechts das Hotel Moskwa, links das Haus des Ministerrats

Im Laufe des Tages waren die Bäume mit dem Erdreich hingeschafft und eingepflanzt worden. Seht ihr", schloß Wanja, „so sind in Moskau viele Straßen plötzlich zu Alleen geworden, auch die Gorkistraße, durch die wir vorhin fuhren, und in nicht allzulanger Zeit wird unsere Stadt eine wunderbar grüne Stadt sein."

Mit offenem Munde hatten ihm die deutschen Pioniere zugehört. Klang das nicht alles wie ein Märchen? Und doch war es nur die Wirklichkeit.
Dieter Schöning griff in die Tasche, um seinen Schreibblock hervorzuholen, aber Ursel neckte ihn: „Laß stecken, Dieter, mit diesem Tempo kommst du ja doch nicht mit!"
Gerhard wollte unbedingt wissen, was das für ein Gebäude auf der gegenüberliegenden Seite sei. Wanja sagte: „Das ist das Haus des Ministerrats", und er fragte, ob sie auch wüßten, was der Ministerrat sei.
„Natürlich", antwortete Dieter. „Laßt mich mal einen Augenblick überlegen. Nur einen ganz kleinen Augenblick, bitte."
„Der Ministerrat der UdSSR", ließ sich Fritz Peters jetzt vernehmen, „ist das höchste vollziehende und verfügende Organ der Staatsgewalt der Sowjetunion."
„Fein, daß du das so genau weißt", sagte Wanja.
„Einfacher kannst du's wohl nicht ausdrücken?" fragte Ursel.
„Ja", meinte nun auch Dieter, „es wäre schön, wenn du es mit deinen eigenen Worten erklären könntest."
„Doch", sagte Fritz, „das kann ich. Also bitte, wenn ihr es einfacher haben wollt — der Ministerrat ist die gewählte Regierung der Sowjetunion. Und der Vorsitzende des Ministerrats ist Josef Wissarionowitsch Stalin."
„Stimmt." Hans Brehme nickte. „Aber nun seht euch das Haus richtig an. Ist es nicht schön in seiner großzügigen Einfachheit? Granit und Marmor sind dafür ebenso reichlich verwendet worden — wie bei uns gewöhnliche Ziegelsteine. Es hat elf Stockwerke, habt ihr schon so hohe Häuser gesehen?"
„Nein", sagte Ursel, „aber bei uns in Berlin wird jetzt das erste gebaut werden. An der Weberwiese. Es wird acht Stockwerke hoch."
„Solche Gebäude wie diese werden bei uns bald niedrig sein", bemerkte Borja

Das Haus des Ministerrats. Das formschöne, durch sein edles Material wirkende Portal zum Hause des Ministerrats. Auf dem älteren Bild oben sind noch keine Bäume zu sehen, unten aber erblicken wir schon die großen, mitsamt dem Erdreich hergebrachten und eingepflanzten Bäume

stolz. „Unsere neue Universität hat sechsundzwanzig Stockwerke, und der Sowjetpalast wird fünfzig haben. Er wird vierhundert Meter hoch und das höchste Gebäude der Welt sein." „Das da rechts hinten ist der Theaterplatz", fuhr Borja nun fort, „dort — ihr könnt



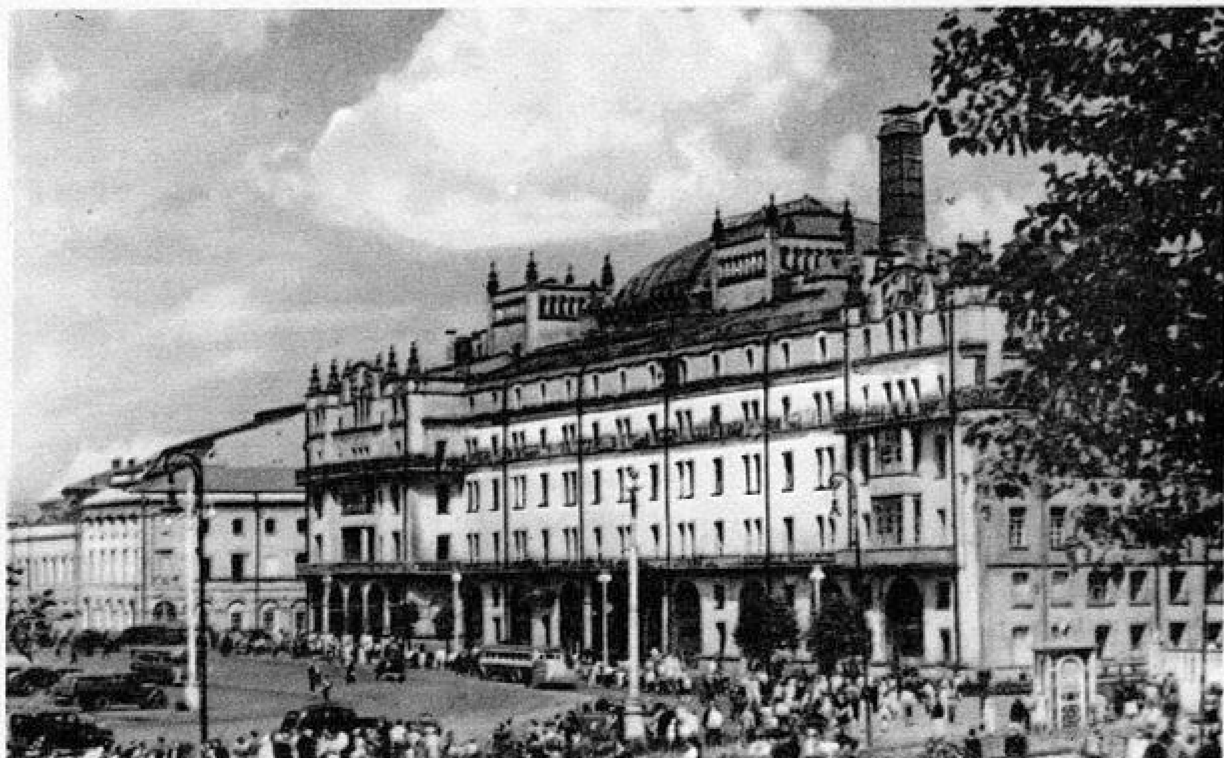
es von hier aus leider nicht sehen — befindet sich das Große Theater. Ihr werdet es aber bestimmt kennenlernen."

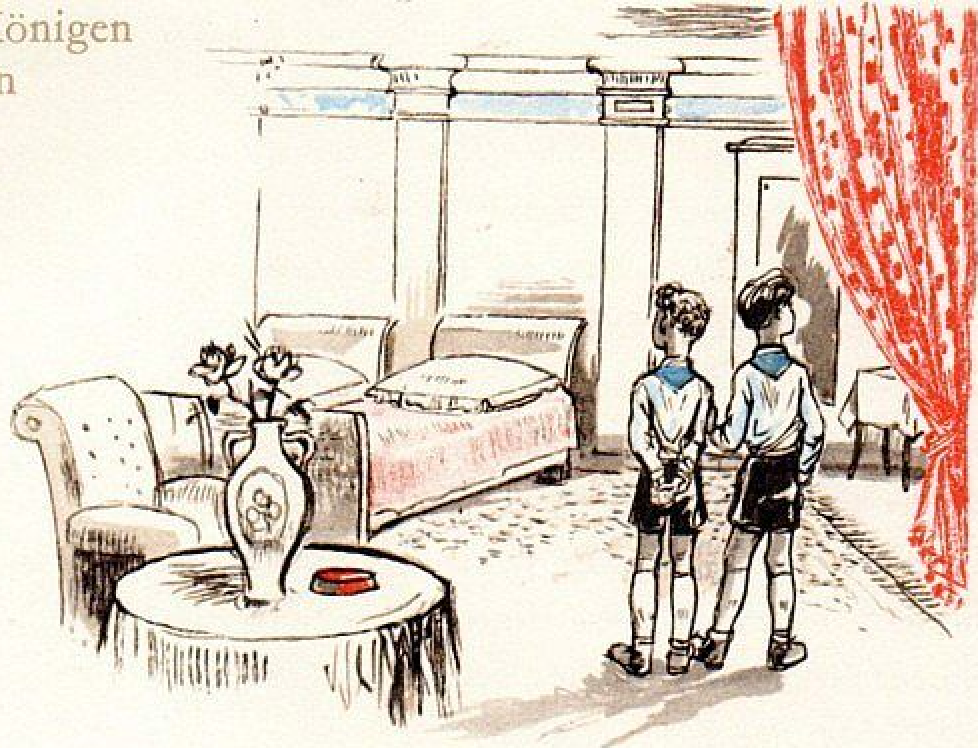
„Bald?" wollte Christel wissen, und als Tamara, die inzwischen auch eingetroffen war, erklärte, daß sie ein Ballett und eine Oper von Rimski-Korsakow besuchen würden, da strahlte sie über das ganze Gesicht.

„Das Haus da drüben links", ergänzte Borja seine Erklärungen von vorhin, „ist das Hotel International. Es war einmal das eleganteste Hotel Moskaus, heute aber wirkt es klein neben seinen gewaltigen jüngeren Brüdern. Etwas weiter links seht ihr den Manegeplatz mit dem früheren Marstall des Zaren. Aber das alles werdet ihr später noch genau sehen. Und jetzt, liebe Freunde, wollen wir ins Hotel gehen; die letzten Wagen sind gekommen. Drinnen wird euch Väterchen Wassili vielleicht erzählen, wie diese Straße früher unter dem Zarismus ausgesehen hat."

„Fein!" jubelten die Pioniere. „Aber wer ist Väterchen Wassili?" Und während sie hineingingen, erfuhren sie, daß Väterchen Wassili in der Kleiderablage arbeite, daß er 70 Jahre alt sei und eine gute Pension vom Staat beziehe, daß er aber arbeiten wolle und darum diesen leichten Dienst tue.

Hotel International





Zunächst jedoch wurden unsere Freunde in ihre Zimmer geführt, und sie wußten nicht, was sie zuerst bestaunen sollten in diesem erstaunlichen Hotel, das einem Palast glich. „So haben früher bestimmt nur Könige gewohnt", flüsterte Dieter seinem Freund Fritz Peters zu.

Aber Fritz zuckte die Schultern. „Interessiert mich nicht im geringsten, wie Könige gewohnt haben, so wohnen heute Arbeiter, und das ist wichtig."

Da war die wunderschöne Halle, und da waren die Korridore, die mit dicken Teppichen belegt waren. Überall Licht, viel Licht, das sich in kostbaren Spiegeln brach. Und jedes Zimmer hatte ebenso prächtige Teppiche und helle, moderne Möbel und ein gekacheltes Bad und ein kleines Vorzimmer und eingebaute Schränke.

Dieter überlegte, was er in sein Buch unter der Überschrift „Warum ist ein Hotel der Sowjetunion anders als ein Hotel in anderen Ländern?" eintragen sollte. Denn daß es auch in kapitalistischen Ländern sehr schöne, elegante Hotels gibt, wußte er.

Aber als Fritz Peters sich erkundigte, wer hier neben ihnen wohnte, und als man ihnen erzählte, rechts wohne ein berühmter Aktivist, ein Kohlenhäuer, und links eine Kolchosbäuerin — da wußte er, was er schreiben würde. Denn

in keinem eleganten Hotel Englands oder Frankreichs oder Amerikas hätte jemals ein Arbeiter oder ein Bauer wohnen können. In den eleganten Hotels dieser und anderer Länder wohnen Kapitalisten. Sie leben zwar von der Arbeit der Arbeiter und Bauern und schlagen für sich viel Geld aus dieser Arbeit. Mit ihnen aber in einem Haus zu wohnen, dazu dünken sie sich viel zu vornehm. In den Hotels der Sowjetunion jedoch wohnen nur Werktätige, für Nichtstuer, die auf Kosten anderer Menschen leben möchten, gibt es nicht nur hier im Hotel, sondern im ganzen Lande keinen Platz mehr.

Dieter wohnte mit Fritz Peters und Gerhard Pfeil zusammen in zwei schönen Zimmern, die miteinander verbunden waren; man nennt das ein „Appartement". Christel und Ursel hatten ein Zimmer gemeinsam. Aber kaum hatten unsere Freunde ihre Sachen ausgepackt und sich gewaschen, da wurden sie auch schon zum Essen abgeholt.

Uns läuft das Wasser im Mund zusammen

Oben im Restaurant stand eine lange Tafel, gedeckt mit weißen Damasttüchern, Silber und Kristall und vielen Blumen. Dort nahmen unsere Freunde nun Platz. Zwischen ihnen saßen einige der sowjetischen Pioniere, darunter Tamara und Borja.

Ein Vertreter des Komsomol stand auf, nach ihm der Pionierleiter Wanja, sie begrüßten die Gäste sehr herzlich im Namen der Pionierorganisation. Hans Brehme, der deutsche Pionierleiter, antwortete und dankte im Namen seiner Pioniere. Dann aber wurde gegessen, gegessen.

Erst gab es „Sakuski" (Vorspeisen) der verschiedensten Art. Kleine Happen Kaviar und verschiedene Fischgerichte und Pasteten, dann kam erst die Suppe und dann wieder Fisch und nun Fleisch und allerlei Gemüse, und schließlich gab es Eis — wunderbares Sahneneis; und als sie alle glaubten, fertig zu sein und sich kaum mehr rühren konnten, so satt waren sie, da folgten noch Torten



Restaurant des Hotels Moskwa

und verschiedenes Gebäck und Obst und Kakao!

War das ein Geschmause und Geschlecke! Gerhard sagte: „Wenn ich Mutter oder unserer Kleinen bloß was davon mitbringen könnte."

Schließlich stand ein älterer Mann auf, ein Schriftsteller, wie sie erfahren hatten, der Bücher für Kinder schrieb, und gekommen war, um sie zu begrüßen. Er klopfte mit dem Teelöffel an sein Glas, und es wurde sofort still. „Liebe Kinder", sagte er, „liebe Junge Pioniere, liebe deutsche Freunde! Wir freuen uns sehr, euch bei uns begrüßen zu dürfen, euch bei uns zu Gast zu haben. Aber wenn ihr heute durch unsere Stadt geht und herrliche Häuser seht und Theater und Schulen und Kulturparks und unsere wunderbare Metro (Untergrundbahn), wenn wir euch heute bewirten können mit mancherlei Leckerbissen, von denen wir mit Freude feststellen, daß sie euch schmecken, dann, liebe Freunde, denkt daran, daß das nicht immer so war. Es gab Zeiten bei uns, wo ein Stückchen trockenes Brot eine Kostbarkeit bedeutete, wo die Stadt nach schweren Kämpfen zerstört und verödet dalag und wo es hieß, unter schwersten Entbehrungen aufzubauen und anzufassen! Arbeit, schwere, harte, unermüdliche Arbeit hat uns so weit gebracht, wie wir heute sind. Durch die Arbeit gelang es uns, das Leben überall so schön zu gestalten, und Stalin zeigte uns den Weg."



Alle klatschten begeistert Beifall, und nun faßte sich plötzlich Dieter ein Herz und stand ebenfalls auf und klopfte mutig an sein Glas. Aber als er die erstaunten Augen seiner Freunde sah, schlug ihm das Herz bis zum Halse hinauf. Doch er bezwang sich und sagte, ein wenig langsam zwar, aber ohne zu stocken, alle fortschrittlichen Menschen in der Deutschen Demokratischen Republik wüßten, und auch die Jungen Pioniere hätten das begriffen, daß man arbeiten müsse. Für die Jungen Pioniere sei das: lernen, lernen und nochmals lernen, so wie Lenin es gelehrt hat. Alle fortschrittlichen Menschen wüßten auch, daß Stalin unser bester Freund und der beste Freund aller friedliebenden Menschen ist.

Nun waren es besonders die sowjetischen Freunde, die klatschten, und einige schüttelten Dieter die Hand, so daß er ganz verlegen wurde und sich schnell wieder ans Essen machen wollte. Aber er war schon zu satt, sogar die schönen knusprigen Dinger, die man „Chworost" nennt und die aussehen wie Schmalzgebackenes, konnte er beim besten Willen nicht mehr versuchen.

Ursel aber erklärte, sie wisse ganz genau, wie dieses seltsam geformte Gebäck herzustellen sei, und begann die Zutaten aufzuzählen.

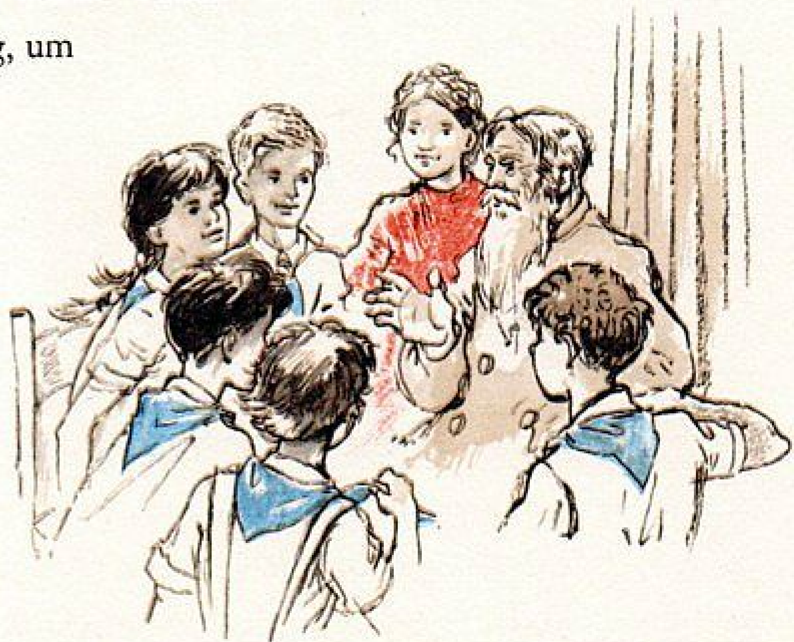
Nur Christel sprach nicht vom Essen, sondern unterhielt sich leise mit Tamara

über das „Tönende Haus", die Moskauer Kindermusikschule, und Tamara versprach ihr mitzukommen, sobald Christel dieses „Tönende Haus" besuchen würde.

Endlich waren alle fertig und wollten möglichst noch am selben Tage etwas sehen. Sehen, sehen — dazu war man ja hergekommen!

Da rief Dieter plötzlich: „Wo ist Väterchen Wassili? Wir möchten doch so gern wissen, wie die Straße hier früher ausgesehen hat."

Auch die anderen Kinder waren Feuer und Flamme, und Wanja ging, um Vater Wassili zu holen.



Olga Iwanowna hat etwas vorbereitet

Vater Wassili sah aus wie ein Weihnachtsmann, nur war sein Bart nicht weiß, sondern von einem unbestimmten, in vielen Schattierungen schimmernden Grau. Hunderte von winzigen Fältchen durchschnitten sein Gesicht, aber seine Augen blickten hell und frisch wie die eines Jungen. Schmunzelnd sah er sich die deutschen Jungen und Mädchen an. Dann nickte er und sagte: „Also erzählen soll ich euch, wie es früher einmal hier auf dem Ochotny Rjad ausgesehen hat? Na, dann kommt mal mit hinunter."

Wanja wollte gerade anfangen zu übersetzen, doch da kam eine kleine Frau, die sie schon auf dem Flugplatz gesehen hatten, und sagte: „So, nun werde ich weiter übersetzen. Ich wäre gern bei euch geblieben, aber ich mußte wegen der Theaterkarten telefonieren. Ihr wollt doch ins Theater?"

„Ja, ja, gern!" riefen alle durcheinander.

„Um Theaterkarten", fuhr die Frau fort, „muß man sich nämlich bei uns tagelang vorher bemühen, sonst sind sie ausverkauft. Aber jetzt bleibe ich bei euch, denn ich bin eure Übersetzerin, und ihr könnt mich Olga Iwanowna nennen."
Von nun an übersetzte Olga Iwanowna, und sie tat es so gut und so schnell, daß die Kinder manchmal das Gefühl hatten, die russische Sprache schon zu verstehen und sich mit den Menschen direkt unterhalten zu können.
Sie fuhren in zwei großen Fahrstühlen hinab in die Halle. Seitwärts in der Kleiderablage war das Reich Väterchen Wassilis.
„Setzt euch, Kinder", sagte er und begann zu erzählen.

Was die Sowjetjugend nicht mehr kennt

„Als ich noch ein kleiner Junge war, vielleicht ebenso alt wie du da", und er wies auf den kleinsten der Pioniere, „da standen hier, wo jetzt unser prächtiges Hotel Moskwa steht, viele kleine Geschäfte. Die Häuschen, in denen sich diese Geschäfte befanden, hatten nur ein Stockwerk, bestenfalls zwei. Am Rande des Bürgersteigs, und der hatte nur ein Drittel seiner heutigen Breite, standen kleine Verkaufsstände. Aber die Geschäfte gingen schlecht, und darum riefen die Verkäufer fortwährend die Vorübergehenden an und priesen ihre Waren. Wenn jemand etwas kaufen wollte, handelte und feilschte er lange, denn damals waren die Preise nicht einheitlich festgelegt wie heute. Heute verkauft unser Staat die Waren, und der will sich an seinen Bürgern nicht bereichern. Denn der Staat", rief Väterchen Wassili, und Stolz klang aus seiner Stimme, „das sind ja wir selbst! Aber damals versuchte einer den anderen zu übervorteilen; das ist überall so, wo die Kapitalisten herrschen.
Der Fahrdamm", fuhr er nach einer Weile fort, „war natürlich nicht so glatt und schön wie heute und auch nicht aus Asphalt, nein, er bestand aus häßlichem Kopfsteinpflaster und hatte viele Risse und dazwischen tiefere Stellen und Löcher. Wenn es regnete oder der Schnee schmolz, sammelte sich in diesen

Der Ochotny Rjad einst und jetzt. Dort, wo wir die kleinen Läden sehen, und wo diejenigen, die Russisch lesen können, noch den Namen Tschernischowa entziffern werden, befand sich das Wurstgeschäft jener Witwe Tschernischowa, wovon Großvater Wassili unsern Freunden erzählte. Heute steht an dieser Stelle das wunderbare Hotel Moskwa



Löchern und Rissen das Wasser, und der schmutzige, zertrampelte Schnee spritzte weit nach allen Seiten, wenn die Pferdewagen durchfuhren."
„Die Pferdewagen?" fragte Ursel Handke erstaunt.
„Ja, ja, die Pferdewagen", Väterchen Wassili lachte, „denn damals kannte man noch keine Autos. Dort drüben hielt mitten auf der Straße eine lange Reihe von Droschken, und die Iswostschiks (die Kutscher) warteten ebenso sehnsüchtig auf einen Fahrgast wie die Straßenhändler auf einen Käufer."
„In Westberlin ist es heute noch so, bloß warten da nicht die Droschken, sondern die Taxis. Den Taxischofför en, den Straßenhändlern und den kleinen Geschäftsleuten geht es dort auch schlecht", warf Gerhard ein und erschrak, weil er die Erzählung des Alten unterbrochen hatte.
Aber Olga Iwanowna übersetzte geschwind seine Worte, und Väterchen Wassili nickte ernst. „Natürlich, so ist es überall in den kapitalistischen Ländern. Und so war es damals auch bei uns. Ja — ja, das Leben für die kleinen Leute war sehr schwer. Je mehr einer arbeitete, desto schlechter ging es ihm, und am schlechtesten ging es den Arbeitern. Die Fabrikanten, die großen Geschäftsleute und die Adligen, die lebten herrlich und in Freuden und brauchten keinen Finger krumm zu machen. Aber wir bekamen für sie krumme Rücken und krumme Glieder.
Mein Vater arbeitete in der Fabrik, und ich mußte mit dreizehn Jahren auch schon dort arbeiten. Das alles könnt ihr euch jetzt kaum noch vorstellen, und unsere Sowjetjugend schon gar nicht mehr."
„Dabei gibt es Länder, in denen heute noch Kinder schwer arbeiten müssen", unterbrach Borja, „ich habe es unlängst in einem Artikel über Indien gelesen."
„Unterbrecht nicht immer", mahnte Tamara.
Väterchen Wassili blickte sinnend in die Ferne, als läge dort die längst vergangene Zeit vor ihm. „Ja, ja, sie war nicht einfach, diese schwere Arbeit. Der Verdienst war so gering, daß man nicht einmal den ärgsten Hunger stillen konnte. Da erinnere ich mich an eine Begebenheit aus meiner Jugend, die ich euch erzählen will."

Väterchen Wassili und die Kopeke



„Seht ihr, hier an der Ecke befand sich damals ein Wurstgeschäft. Es gehörte einer Witwe. Sie hieß Tschernischowa. Für sie hatte ich einmal einen großen Korb schleppen dürfen und dafür ein Stück Wurst bekommen. Wie das schmeckte!" Vater Wassili schnalzte mit der Zunge und kniff die Augen zusammen, als spürte er noch den Geschmack von damals.

„Seit dieser Zeit", fuhr er fort, „träumte ich fortwährend davon, noch einmal so ein Stück Wurst zu ergattern, und eines Tages, als ich wieder über den Ochotny Rjad schlich — es war an einem Festtag —, rief mich plötzlich ein feiner Herr an und forderte mich auf, ihm ein Paket nach Hause zu tragen. Wie glücklich ich damals war, kann ich euch gar nicht sagen. Natürlich griff ich schnell zu, und auf dem ganzen Wege überlegte ich, wieviel er mir wohl geben würde. Ich kämpfte einen schweren Kampf in meinem Innern, ob ich das Geld meiner Mutter abliefern oder ob ich mir dafür lieber ein Stück Wurst kaufen sollte. Das Paket war sehr schwer und der Weg sehr weit, aber das machte mir alles nichts aus. Ich war froh und guter Dinge. Endlich waren wir vor dem Hause des Herrn angelangt. Er drückte mir großartig eine Kopeke in die Hand und sagte: ‚Hier, für deine Arbeit.‘

Zuerst war ich sprachlos, dann aber lief ich ihm nach und bat ihn mit Tränen in den Augen, er möchte mir doch wenigstens noch eine Kopeke geben. Da

wurde er zornig und schrie mich an: ‚Eine Kopeke ist dir zu wenig, du undankbarer Lümmel? Gut, dann sollst du gar nichts haben. Gib das Geld wieder her!‘ Was sollte ich tun? Ich lief davon, so schnell mich meine Beine trugen, und weinte. Der Mann hätte ja einen Polizisten rufen können, und ein armer Arbeiterjunge würde niemals recht bekommen haben. Die Kopeke brachte ich der Mutter. Aber um das Wurstgeschäft der Tschernischowa schlich ich jetzt nicht mehr herum. Ich konnte es nicht ertragen."

Vater Wassili schwieg, und auch die Kinder schwiegen.

Borja wandte sich an die Gäste: „Wenn ihr das gehört habt und in den nächsten Tagen sehen werdet, wie wir Sowjetkinder heute leben, dann werdet ihr begreifen, wie sich das Leben bei uns geändert hat."

Die Muttergottes in der Kutsche

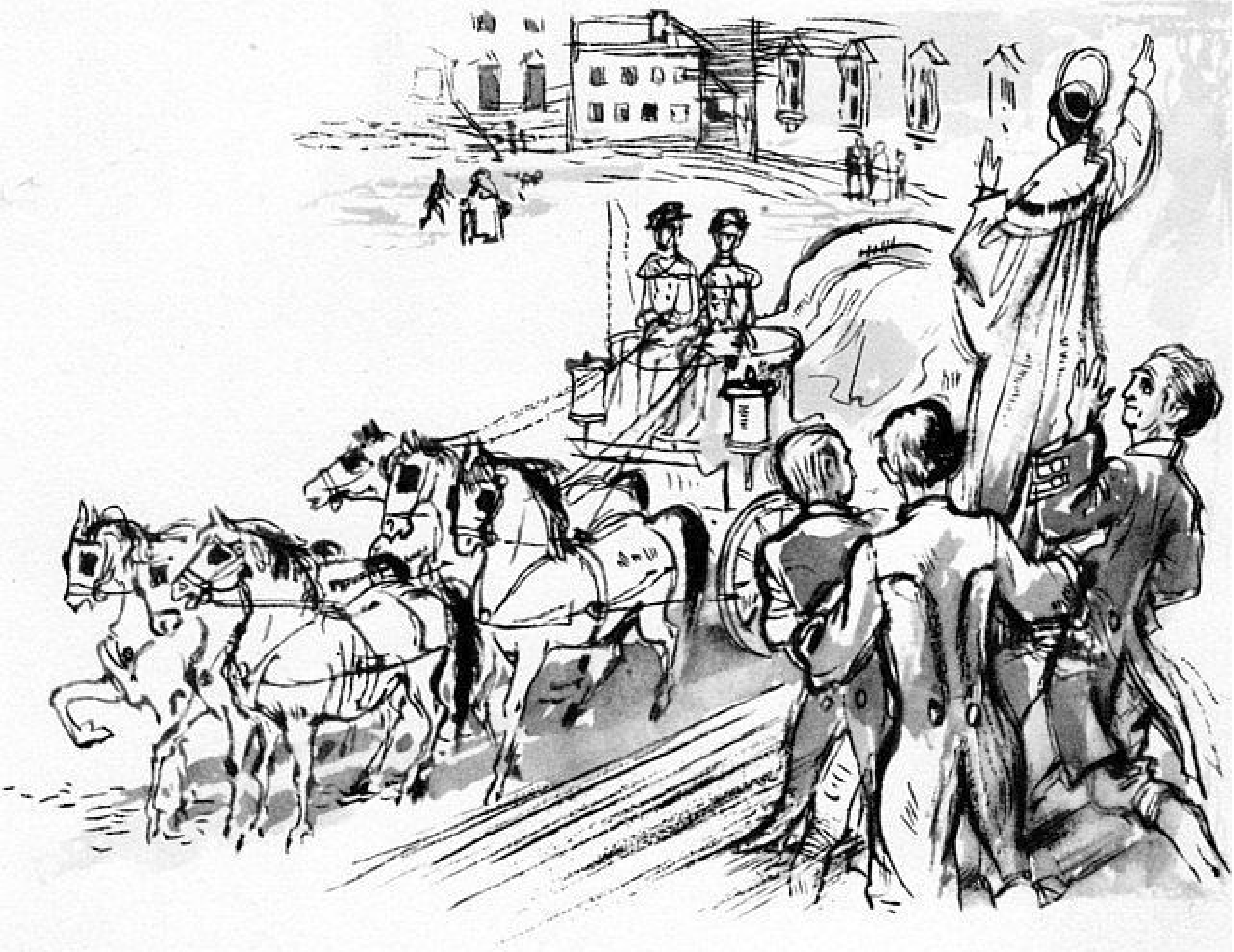
Überall sollte es unseren Freunden begegnen, dieses Nebeneinander des Gestern und Heute in dieser großen Stadt, die sich ständig wandelt und verändert, die heute schon die herrlichste Stadt der Welt ist und morgen noch schöner sein wird.

Ihr erster Spaziergang sollte natürlich dem Roten Platz gelten. Sie hatten keinen weiten Weg — vom Hotel aus einmal um die Ecke. Aber ehe sie noch den Platz erreichten, verengte sich die Straße durch zwei schöne, alte Gebäude, die sozusagen den Eingang zu dem Platz bildeten.

„Die beiden Gebäude da rechts und links sind das Lenin-Zentralmuseum und das Staatliche historische Museum", erklärte jetzt Wanja. „Zur Zeit des Zarismus war in dem heutigen Lenin-Museum das Stadthaus untergebracht. Zwischen den beiden Gebäuden stand ein Torbogen, die Iberische Pforte; und davor war eine kleine Kapelle mit dem Bild der Iberischen Muttergottes. Diese Pforte und die Kapelle waren das größte Verkehrshindernis,



Auch hier seht ihr das alte und das neue Moskau: den Roten Platz einst und jetzt. Unten erblicken wir noch die Richtstätte, ein Symbol der zaristischen Gewaltherrschaft



das man sich überhaupt denken kann. Aber das Bild der Iberischen Muttergottes, dem die Leute Wunderkräfte zuschrieben, war eine von den ganz großen Einnahmequellen der zaristischen Geistlichkeit. Daran könnt ihr am besten sehen, wie sehr die Geistlichen mit dem Wunderglauben der Leute spekulierten.
Vor der Iberischen Muttergottes, behaupteten die Popen, hörten alle Unterschiede der Stellung, der Bildung und des Besitzes auf. Und wirklich", fuhr Wanja fort, „alle ohne Unterschied durften erst den Boden küssen, dann die Hand der Muttergottes und dann einen Fuß des Christuskindes, so war es Brauch. Manch einer hat sich dabei eine ansteckende Krankheit weggeholt, das könnt ihr euch wohl denken, denn ihr habt gewiß im Biologieunterricht von Bazillen gehört."
Die Freunde nickten. „Selbstverständlich", sagte Dieter, dessen Vater ja Arzt war. Ursel schüttelte sich vor Ekel. Gerhard machte so laut „Brrr", daß alle lachen mußten. Wanja aber berichtete weiter: „Darüber hinaus gab es natürlich doch Unterschiede — und was für welche! Die Muttergottes wanderte

nämlich für Geld zu den Leuten. Für fünf bis hundert Rubel vollbrachte sie ihre ‚Wundertaten', wo immer man wollte. Sie wanderte, obwohl sie aus Holz war, in die Häuser der Reichen, um ihren Familienfesten eine ‚höhere Weihe' zu geben oder gar, um Kranke zu ‚heilen'. Ein mit sechs Pferden bespannter Wagen hielt zu diesem Zweck vor der Kapelle. Viele Bediente in Livree, barhäuptig und beflissen, waren zur Stelle. Das ‚Heiligtum' wurde in die Kutsche gesetzt und zu den bedürftigen Reichen gebracht."

„Was machten dann während dieser Zeit die anderen, die auch die Muttergottes anbeten wollten?" fragte Dieter.

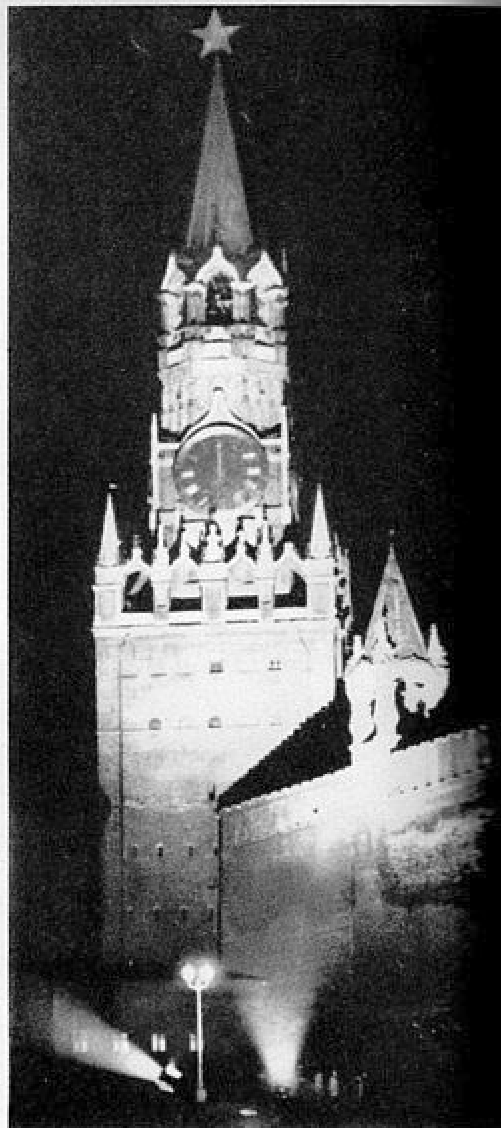
Wanja lachte. „Auch dafür wußten die Popen einen Rat. Es gab eine Stellvertretung, eine Nachbildung der Muttergottes, die solange ihren Platz einnahm. Sie spendete den Segen sozusagen aus zweiter Hand. Diese Rundfahrten der Iberischen Muttergottes gehörten zu den seltsamsten Schauspielen des alten Moskau."

Die Uspenski-Kathedrale, einst die Krönungskirche der Zaren, liegt im Mittelpunkt des Kreml





Das Denkmal der beiden großen russischen Patrioten Minin und Posharski auf dem Roten Platz. Sie riefen zu Anfang des 17. Jahrhunderts das russische Volk zum Aufstand gegen polnische Interventen auf



Der Spasski-Turm des Krem
bei Nacht. Auf der Spitze
der leuchtende rote Stern,
der aus lauter Rubinen
zusammengesetzt ist

Die Basilius-Kathedrale auf dem Roten Platz, eines der merkwürdigsten Denkmäler altrussischer Baukunst. Ein Teil der bunten, zwiebelförmigen Dächer besteht aus besonder
präpariertem Leder

Das gewaltige Kreml-Schloß; hier finden die Sitzungen des Obersten Sowjets der UdSSR statt, der vom werktätigen Volk gewählten, werktätigen Volksvertreter · Eine Flucht von herrlichen Sälen mit eigenartig schönen Fresken und kunstvollen Ornamenten im Kreml-Palast · Das Staatliche Museum für Geschichte





Unsere Freunde mußten über die im Wagen kutschierende Statue der Muttergottes noch immer lachen, bis Fritz Peters sagte: „Solche Sachen gibt es heute noch, wenn auch vielleicht nicht ganz so kraß. Oder gibt es bei uns vielleicht keine Menschen mehr, die an Wunder glauben?"
„Mit wirklichem Glauben hat so etwas bestimmt nichts zu tun", stellte Christel fest, und Dieter nickte. „Einfach unglaublich!"
„Gibt es überhaupt noch Kirchen, in denen Gottesdienst stattfindet?" wollte Ursel wissen.
Olga Iwanowna nickte. „Natürlich, noch viele. Wer bei uns in die Kirche gehen will, der kann es ruhig und unbesorgt tun. Wir verbieten es nicht. Aber wir sind selbstverständlich dagegen, daß mit dem Glauben von Menschen spekuliert und daraus Gewinn gezogen wird."
Wanja fuhr fort: „Die Iberische Kapelle, die hier stand, wurde ebenso wie die Iberische Pforte nur entfernt, weil beide, wie ich schon sagte, Verkehrshindernisse waren. Aber nun wollen wir uns den Roten Platz ansehen."

Auf dem Roten Platz

Das also war der Kreml, in dem Stalin, der geliebte Führer der Sowjetvölker, lebte und arbeitete und in dem vor ihm sein Freund und großer Lehrer Lenin gelebt und gearbeitet hatte — der Kreml, von dem sie schon soviel gehört hatten, dieses von einer roten, hohen Mauer eingefaßte Gewirr von Zwiebeltürmen und Kuppeln, von Kirchen und Palästen, von Doppelkreuzen und Sternen, roten, strahlenden Sternen auf den Spitzen vieler Türme.
„Diese Sterne sind aus echten Rubinen zusammengesetzt", erzählte Borja, und Tamara ergänzte: „Die Rubine sind aus dem Ural hierhergeschafft worden."
„Die Sterne auf den Turmspitzen des Kreml, in dem früher die Zaren herrschten, sind ein Symbol der Sowjetmacht, die den finsteren Zarismus besiegte", sagte Olga Iwanowna. „Nachts leuchten sie wunderbar."

Ursel stieß Fritz mit dem Ellenbogen in die Seite. „Was ist denn das, ein Symbol?"

Fritz schürzte die Lippen. „Was, du weißt nicht, was ein Symbol ist?"

„Nein."

„Ganz einfach — ein Symbol ist . . . na ja, eben ein Symbol . . ."

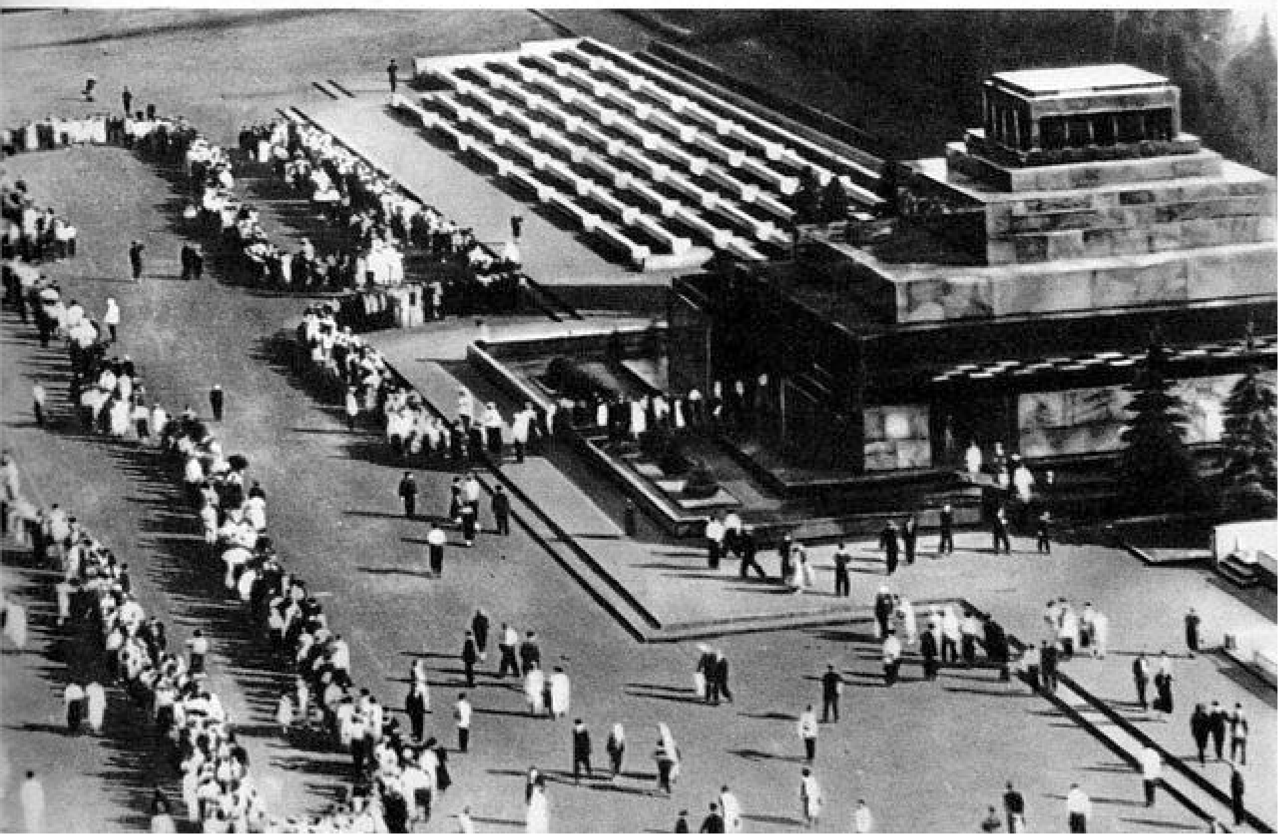
„Kluger Knabe", meinte Gerhard lachend, aber auch er konnte nicht erklären, was ein Symbol eigentlich ist. „Ich weiß es, aber ich kann es nicht ausdrücken", entschuldigte er sich.

„Ein Symbol ist ein Sinnbild", stellte Dieter trocken fest und stieg damit sehr in der Achtung seiner Kameraden.

„Dieser Platz ist wie . . . wie Musik", sagte Christel begeistert, und ihre Augen strahlten.

„Hier vor euch an der Kremlmauer ruht Lenin", sagte Olga Iwanowna, und den Namen Lenin sprach sie feierlich aus und mit einer solchen Liebe, wie man nur von einem ganz nahen Menschen spricht. Vor der Roten Mauer befand sich ein wuchtiger, würdiger Bau aus rotem und schwarzem Marmor,

Seit dem Todestage Lenins reißt die Menschenschlange der Besucher vor dem Lenin-Mausoleum nicht ab



das Mausoleum, und davor sahen unsere Freunde eine Schlange von Menschen: Männer, Frauen und Kinder. Sie sprachen nicht und warteten. Unsere Pioniere stellten sich an und kamen allmählich mit der Schlange immer näher zum Eingang. Das Herz klopfte ihnen bis zum Halse, denn nun sollten sie ihn sehen, den großen Lenin, der der Welt so unendlich viel gegeben hat.
Endlich waren sie bei der schwarzen Pforte angelangt. An jeder Seite stand ein junger Sowjetsoldat, regungslos, kerzengerade; und wenn man nicht gewußt hätte, daß es lebendige Wachposten waren, hätte man glauben können, es seien Statuen, so unbeweglich standen sie da und hielten Ehrenwache.
Das Mausoleum machte in seiner geradlinigen Schlichtheit einen feierlichen Eindruck; sein einziger Schmuck war das wunderbare schwarze und rote Gestein. Schweigend durchschritten unsere Freunde die Pforte. Einige Treppenstufen ging es hinab, und dann standen sie still da und sahen das feine, durchgeistigte Gesicht dieses großen Denkers, des größten Freundes der Menschheit. Ein Schauer überlief sie, denn vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben waren sie sich der Größe eines Augenblicks bewußt.
Am 27. Januar 1924 hatte ganz Moskau den geliebten Wladimir Iljitsch Lenin hierher geleitet, erfuhren die Freunde, als sie wieder auf dem Platz waren, und seit diesem Tag war die Menschenschlange vor dem Mausoleum auf dem Roten Platz nicht abgerissen.
Wanja wollte gerade weiter vom Roten Platz erzählen, da gesellte sich ein Mann zu ihnen, der von der Anwesenheit der Jungen Pioniere aus Deutschland erfahren hatte.
Da er selbst im ersten Weltkrieg in Deutschland als Kriegsgefangener gewesen war und dabei die deutsche Sprache gelernt hatte, wollte er es sich nicht nehmen lassen, den jungen Gästen etwas von seinem Wissen über Moskau zu vermitteln. Und er wußte viel, denn er gab Geschichtsunterricht in einer Schule des Frunse-Bezirks. Die Geschichte seiner Stadt kannte er in- und auswendig, und das Früher war für ihn nicht nur etwas, was man vom Hörensagen kennt. Seine Erinnerungen reichten ein gutes Stück zurück in die Zeit des Zarismus, denn er war bereits 56 Jahr alt. Sein Name war Maxim Maximowitsch Petrow.



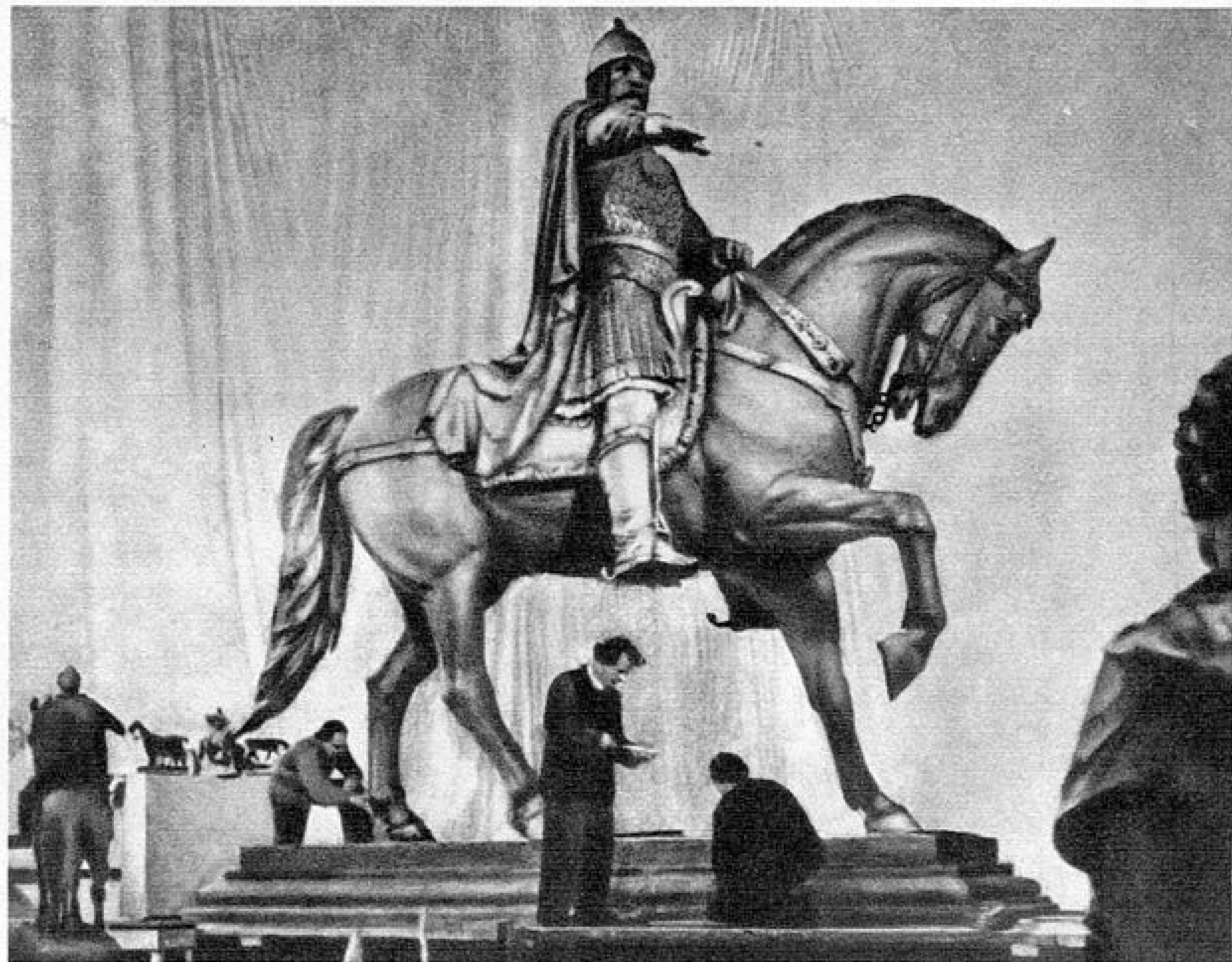
So begann es: Großfürst Dolgoruki, der Begründer Moskaus, umgab die einfachen Holzhäuser mit einer Schutzwand aus Holzpfählen. Es entstand der Kreml

Das weiß Maxim Maximowitsch Petrow und noch viel mehr

„Viel hat dieser Platz schon mitgemacht, Freunde, viel, sehr viel. Warum man ihn den Roten Platz nennt, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Vielleicht darum, weil in der russischen Sprache die Wörter ‚schön' (prekrasny) und ‚rot' (krasny) ähnlich klingen. Vielleicht aber auch wegen des vielen roten Blutes, das früher auf diesem Platz vergossen worden ist, Blut des Volkes, das sich gegen seine zaristischen Unterdrücker wehrte. Vielleicht aber auch nur wegen der roten Farbe der Kremlmauer . . . Alt ist dieser Platz, sehr alt, so alt wie unser ‚Mütterchen' Moskau."

„Wie alt denn?" fragte Dieter, der immer alles genau wissen wollte.

„Vor vier Jahren", antwortete der alte Lehrer bereitwillig, „also im Jahre 1947,



Arbeit an einem Denkmal für Fürst Dolgoruki

war Moskau 800 Jahre alt." Und er fügte hinzu: „Wer Moskau nicht gesehen hat — so sagte man einst bei uns —, der weiß nicht, was schön ist. Früher hat das sicherlich gestimmt; die Menschen konnten ja nicht wissen, was kommen würde. Aber wenn man heute an das Früher denkt, dann erscheint uns das alte Moskau schmutzig und elend, und wir begreifen nicht, was daran schön gewesen sein soll. Freilich, für die großen Herren war es schön, aber — doch laßt uns beim Anfang bleiben.

Im Jahre 1147 tauchte der Name Moskau zum erstenmal in der Geschichte auf. Hier, wo wir jetzt stehen, befand sich damals eine Handvoll kleiner Holzhütten, ein Dorf. Ein Fluß schlängelte sich in unübersichtlichen Windungen dahin. Die ersten Einwohner, die sich hier niedergelassen hatten, umzäunten ihre Holzhütten mit Fichtenpfählen. In den mächtigen Wäldern hausten noch Bären und Wölfe.

Eines Tages kam der Großfürst Georg Dolgoruki in diese Gegend. Er ließ sich hier nieder und lud seine Freunde zu sich ein. Es waren einfache Holzhäuser, die er bauen ließ, auch die Kirche war aus Holz; und das Ganze umgab er mit einer dichten Wand aus Holzpfählen. So sah damals der Kreml aus."

„Ein Denkmal des Fürsten Dolgoruki, des Begründers von Moskau, wird bald gegenüber dem Gebäude des Stadtsowjets enthüllt werden", warf Olga Iwanowna ein.

Maxim Maximowitsch nickte und fuhr fort: „Aber ein ganzes Jahrhundert hindurch blieb der Ort ohne Bedeutung für die Entwicklung des russischen Volkes. Erst im 14. Jahrhundert wurde unter dem Fürsten Iwan Kalita aus einer einfachen Festung ein nationaler Mittelpunkt Rußlands.

Iwan Kalita — das ist ein sonderbarer Name. Denn Kalita heißt Beutel. Der Fürst Iwan wurde so genannt, weil er angeblich immer einen Beutel bei sich trug, um Almosen zu geben. Er war ein Nachfolger des Schwedenbesiegers Alexander Newski, der die russischen Länder zusammenbrachte. Iwan Kalita ließ die erste Steinkirche bauen und umschloß den Kreml mit einer hohen Mauer, die zwar immer noch aus Holz, aber doch schon aus sehr festen Eichenbalken mit Türmen und Schießlöchern bestand.

Moskau wurde reicher und reicher, seine Lage war besonders günstig für den Handel, und das verstanden die Herren der Stadt auszunutzen. Jeder durchreisende Kaufmann — und sehr viele Kaufleute kamen hier vorbei — mußte einen hohen Zoll zahlen, wenn er in die Stadt hinein wollte. Noch heute gibt es einen Vorort von Moskau, der sich Mytistschi nennt. Der Name kommt von dem Wort Myt (Zoll); denn hier wurden die Zölle eingezogen.

Der wachsende Reichtum brachte es mit sich, daß der Kreml im Jahre 1367 von dem Fürsten Dmitri Donskoi erstmalig eine Steinmauer bekam. Erst später ließ der Großfürst Iwan Wassiljewitsch III. rings um den Kreml neue Mauern errichten. Das sind die gleichen Mauern, die ihr hier vor euch seht und die nun schon viereinhalb Jahrhunderte stehen. Seitdem konnte Moskau nie mehr im Sturm genommen werden.

Doch so weit sind wir noch nicht in unserer Geschichte; ich will euch erst einmal von einem Überfall auf die Stadt erzählen . . ."

„Aha, Sie meinen den Überfall der Tataren im Jahre 1382, Maxim Maximowitsch?" rief Borja dazwischen, denn er wollte seinen deutschen Freunden wohl zeigen, daß er in der Geschichte seines Vaterlandes gut Bescheid wußte. „Richtig", Maxim Maximowitsch Petrow nickte anerkennend. „Die Stadt wurde von den Tataren überfallen, geplündert und angezündet. Sie brannte vollkommen nieder. Aber bald wurde sie wieder aufgebaut. Das war natürlich nur möglich . . ."
„ . . . weil die Häuser aus Holz waren?" fiel ihm Fritz Peters ins Wort.
„Ach, bist du aber schlau!" rief Ursel und machte Fritz ein Zeichen, still zu sein. Da wurde er rot vor Verlegenheit. Aber der alte Lehrer tat, als wenn er nichts bemerkt hätte und fuhr fort: „Das Bauen aus Holz hatte leider den Nachteil, daß Moskau immer und immer wieder in seiner langen Geschichte von kleinen und großen Bränden heimgesucht wurde. Manchmal brannten ganze Stadtteile nieder, und das war schlimm, denn die Stadt wurde nach jedem Brand größer, und damit wurden dann auch die Brände immer größer. Wie ihr euch leicht denken könnt, waren sie vor allem für die Armen schrecklich. Wir können uns das heute kaum noch vorstellen. Der berühmte Geschichtsschreiber Karamsin erzählt uns von einem solchen Großbrand, der unter Iwan Grosny in Moskau wütete. Das war im Sommer 1547. Wahre Feuermeere,



schreibt Karamsin, ergossen sich über Moskau. Als die Kaufmannsbuden in Kitaigorod zu brennen anfingen, fraß sich das Feuer bis zum Kreml weiter. Ein Turm, der als Pulvermagazin diente, flog in die Luft, und ein Stück der Kremlmauer stürzte ein. Zu allem Unglück brach auch noch ein heftiger Sturm los, jagte die Flammen weiter und weiter und verwandelte zuletzt alles in ein Feuermeer, über dem rotleuchtende Rauchwolken brodelten und Explosionen dröhnten. Viele, viele Menschen kamen bei diesem Brand ums Leben. Die Überlebenden irrten mit verbrannten Haaren und geschwärzten Gesichtern auf den Straßen umher und suchten ihre Angehörigen. Die Bäume verkohlten, das Gras verwandelte sich in Asche. Kurz darauf kam es zu einem Aufstand, aber der wurde bald niedergeschlagen. Der Zar zog sich mit seinem Gefolge auf die Sperlingsberge in der Nähe von Moskau zurück und gab nur den Befehl, den Kreml schöner als er war, wieder aufzubauen."

Aus Not und Tod zu neuem Leben

„Seht ihr, und so entstanden Schlösser und Paläste", berichtete der alte Lehrer, „und die Stadt wurde groß und schön, aber diejenigen, die all das bauten, hatten nichts davon. Sie waren arm und unterdrückt, während die Zaren und deren Anhang dem Volk immer mehr Lasten aufhalsten, immer mehr von ihm verlangten und immer selbstherrlicher wurden. Seht ihr da drüben die Kirche mit den bunten Zwiebeltürmen? Eigentlich ist das eine Gruppe von neun in eigenartiger Weise miteinander verbundenen Kapellen."

„Das ist die Basilius-Kathedrale", mischte sich zum erstenmal Christel in die Erklärungen Petrows.

„Richtig", bestätigte der Lehrer, „die berühmte Basilius-Kathedrale. Iwan Grosny ließ sie zur Erinnerung an die Eroberung von Kasan erbauen.

Dieser Platz wurde übrigens mehr als einmal Zeuge von gewaltigen Volksaufständen. Mehr als einmal fanden hier auch Massenhinrichtungen von

Aufrührern statt. Seht ihr dort in der Nähe der Kathedrale den viereckigen Platz? Das war die sogenannte Richtstätte (Lobnoje mesto), auf der in alten Zeiten die Urteile verlesen und die Hinrichtungen vollzogen wurden.
Und im November 1917 erstürmten die revolutionären Arbeiter und Soldaten hier, vom Roten Platz aus, den Kreml und brachten uns die Freiheit."
Atemlos hatten die Kinder zugehört. Ehrfurchtsvoll flogen ihre Blicke über den Platz, auf dem sich viele Kämpfe abgespielt hatten, und sie ahnten plötzlich, wie viele Opfer das russische Volk, die russischen Arbeiter bringen mußten, ehe es ihnen gelang, sich zu befreien.

„Alle Macht den Räten!" steht auf der Fahne, unter der die revolutionären Arbeiter 1917 den Kreml stürmten





Ein Augenblick dankbaren Gedenkens

„Jetzt sind diese furchtbaren Zeiten endgültig vorbei", Gerhard seufzte auf, „wieviel haben wir Lenin zu verdanken." Seine Blicke glitten hinüber zu dem Mausoleum, wo Wladimir Iljitsch ruhte. „Ihm und seinem besten Schüler, dem großen Stalin", ergänzte Wanja, „Stalin, der das Werk Lenins so wunderbar weiterführte, der unsere Stadt und unser Land erst zu dem machte, was sie

heute sind. Aber auch den vielen, vielen Kämpfern müssen wir dankbar sein, die für die große Sache ihr Leben gaben. Kommt, dort an der Kremlmauer ist ein Gemeinschaftsgrab gefallener Rotgardisten."

Stumm standen die Jungen Pioniere vor den Gräbern. Andächtig gingen sie an der Kremlmauer entlang.

Viele hervorragende Führer der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution waren hier beigesetzt worden, und die Urnen bekannter Führer der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und des Auslandes waren in die Mauer eingelassen.

Dieter bleibt gründlich

„Nicht traurig werden", sagte Tamara. „Der Rote Platz ist heute ... wie sagt man? Fröhlich?"

„Sie will sagen", half ihr Wanja, „der Rote Platz ist heute die Stätte, wo wir unsere großen Feste, unsere revolutionären Feiertage begehen. Alle bedeutenden Ereignisse finden hier ihren Widerhall. Der 1. Mai und der 7. November sind zu richtigen Volksfesten geworden. Hier, auf dem Roten Platz, finden aber auch die prächtigen bunten Sportparaden statt, die ihr gewiß aus dem Film kennt. Dort drüben auf den Tribünen aus grauem Granit nehmen die bekanntesten Menschen der Sowjetunion und die ausländischen Gäste Platz."



In ihren Nationaltrach
tanzen Gruppen
der vielen Völker
der Sowjetunion



Mehrere Millionen froher, freier Menschen marschieren am 1. Mai und am 7. November in nicht abreißenden Kolonnen über den Roten Platz

„Und die Häuser da auf der anderen Seite?" wollte Dieter wissen; ständig hielt er seinen Schreibblock in den Händen und machte Eintragungen.

„Dieter ist — wie sagt man nur?"

„Gründlich!" rief Borja, und alle mußten lachen.

„Diese Häuser sind die ehemaligen Handelsreihen, früher waren es Geschäfte", erklärte der alte Maxim Maximowitsch geduldig. „Heute sind hier nur noch Ämter und Büros."

„Ja, unsere Läden sehen anders aus!" rief Borja voller Stolz.

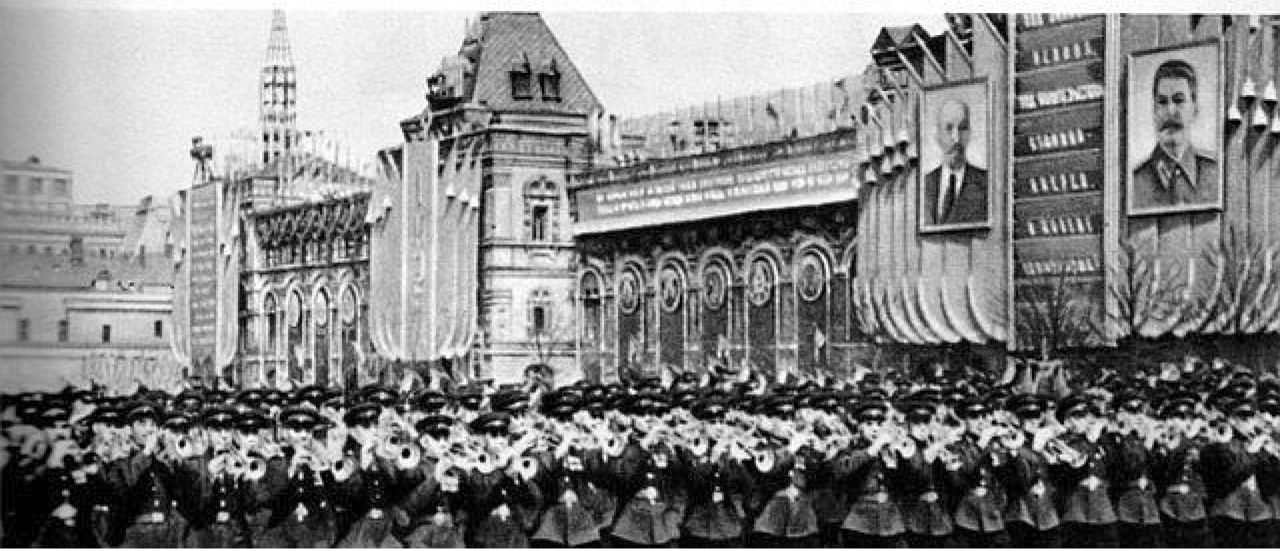
„Alles bei uns sieht anders aus", bekräftigte Wanja. „Und es i s t anders. Darauf kommt es an. Hier könnt ihr es am besten sehen. Dieser Platz mit seiner ehemaligen Hinrichtungsstätte und mit seinen Erinnerungen an Blut und Grausamkeiten wurde zum Platz der Freiheit, der Schönheit und zum Symbol unseres neuen Lebens."



IHR VATER

Er hat sein ganzes Leben gekämpft,
Swetlana;
er hat sein Leben noch nie geschont,
Swetlana.
Damit du es besser haben solltest,
damit du es schöner haben solltest,
damit du glücklich sein solltest,
Swetlana!
Er hat nie etwas für sich gewollt,
Swetlana;
er hat nicht einmal an sich gedacht,
Swetlana:
seinem Volk galt sein Kampf,
seinem Volk galt sein Müh'n,
deinem Vater und deiner Mutter,
Swetlana!
Damit ihr Leben besser werde,
Swetlana;
damit ihr Leben schöner werde,
Swetlana;
damit sie wachsen könne,
damit sie reifen könne —
die Liebe, die dich schuf, Swetlana!
Wie viele Schwestern hast du, Swetlana?
Wie viele Brüder hast du, Swetlana?
Die Kinder seiner großen Heimat alle,
die Kinder seiner reichen Völker alle
sind dir Geschwister. Er erzog sie alle —:
Stalin!

Ungefähr sechs Stunden dauert die Demonstration dieses gewaltigen, jubelnden, singenden Menschenstroms



FÜNF BRIEFE ÜBER ALLERLEI



Mein liebes Muttchen!

Meinen ersten Brief, in dem ich Dir über unsere Ankunft schrieb, wirst Du ja wohl schon bekommen haben. Nun ist eine Woche vergangen, und wir haben soviel erlebt, daß ich gar nicht weiß, womit ich beginnen soll.
Aber am meisten werden Dich ja sicher die Läden interessieren. Ich glaube, davon könnte Deine HO, so gut sie schon ist, noch manches abgucken. Das sind Sachen! Da gibt es zum Beispiel Spezialläden für Käse, für Diätkost, für Konfitüren, für Milchprodukte, ach, ich kann Dir gar nicht alles aufzählen! Riesige Auslagen und Licht, soviel Licht, und mit ganz modernen Waagen und Schneidemaschinen und Kühlvorrichtungen. Im Käseladen zum Beispiel gibt es mehr als sechzig Sorten Käse. Da sind alle Sorten, die wir auch kennen, die roten Edamer Kugeln und Schweizer Käse und Tilsiter und Butterkäse. Aber daneben gibt es Käse in wunderschönen bunten Töpfchen und Tiegeln, man nennt sie Keramiken, und verschiedene Käsesorten in runden und eckigen Schachteln. Wie sie alle heißen, habe ich vergessen, die Namen kann man doch nicht behalten. In den Konfitürenläden werden Süßigkeiten verkauft, von denen ich noch nie etwas gehört habe. Halwa zum Beispiel wird aus Nüssen und aus Honig gemacht, und das schmeckt . . . und türkischer Honig und die herrlichsten kandierten Früchte. Na, ich will Euch nicht den Mund wäßrig machen, wenn ich zurückkomme, bringe ich von allem etwas zum Probieren mit.
In den Diätläden gibt es für jede Krankheit eine Extraabteilung. Stell Dir nur vor, durchgedrehte rohe Leber mit den verschiedensten Zutaten, das ist für Leute, die zu wenig Blut haben. Dann gibt es süßen Weißkäse mit Säften und Früchten und bestimmt zwanzig Brotsorten und Süßspeisen. Aber noch etwas anderes finde ich ganz großartig: die halbfertigen Speisen. „Polfabrikati" sagt man dazu. Polowina heißt nämlich die Hälfte. Auf kleinen Papptellern bekommt man Schnitzel, schon geklopft und paniert und gesalzen, Koteletts,

Wer würde in diesem geschmackvoll eingerichteten Konditorladen nicht gern einkaufen?



Filets und Schaschlik. Schaschlik, das ist so: Zuerst kommt ein Stückchen Fleisch, dann Speck und dann eine Zwiebelscheibe, und dann kommt wieder Fleisch. Das Ganze wird auf ein Holzstäbchen gespießt und schmeckt großartig. Wir haben es im Hotel schon gegessen. Überall gibt es geputztes Gemüse und geschälte Kartoffeln. Die Hausfrauen brauchen nur einzukaufen, und eins — zwei — drei ist das Mittagessen fertig.

Ach Muttchen, bei uns müßte es auch so etwas geben, dann hättest Du abends nicht mehr soviel Arbeit. Aber Jelisaweta Grigorjewna sagt, früher sei das hier auch nicht so gewesen, alles haben sich die Menschen erst erarbeiten müssen. Und bei uns würde es auch noch kommen.

Ach so, Du weißt ja nicht, wer Jelisaweta Grigorjewna ist. Sie arbeitet als Verkäuferin im „Gastronom I" in der Gorkistraße. Früher war es das vornehmste Lebensmittelgeschäft in Moskau und gehörte einem Mann, der Jelissejew hieß. Es gab dort, wie Jelisaweta Grigorjewna mir erzählte, die ausgesuchtesten Leckerbissen, die besten Weine, aber nur die reichen Leute konnten hier einkaufen. Die Armen hätten es überhaupt nicht gewagt, auch nur hineinzugehen, und kaufen konnten sie sowieso nichts — sie hatten ja kein Geld. Jetzt gibt es auch wieder die herrlichsten Leckerbissen, aber heute kaufen hier selbstverständlich die Arbeiter, die Bauern und alle anderen schaffenden Menschen. Heute ist der „Gastronom I" auch nicht mehr der schönste und vornehmste Laden,

Eins der üblichen Lebensmittelgeschäfte, wie man sie nicht nur in Moskau, sondern auch in mittleren und kleinen Städten findet



obwohl er immer noch sehr schön ist, viel schöner und moderner als zur Zeit seines früheren Besitzers, aber jetzt gibt es sehr viele solcher Läden.

Jelisaweta Grigorjewna hat uns auch erzählt, daß es früher in Moskau viele häßliche und schmutzige Geschäfte gegeben hat und daß man alles getan hat, damit es anders wurde. Weißt Du, früher gehörten die Geschäfte, wie bei uns, lauter privaten Geschäftsleuten, und die wollten natürlich nicht viel Geld in eine moderne Einrichtung, gute Kühlvorrichtungen und so weiter stecken. Dann hätten sie ja weniger verdient. Auch das Verpackungsmaterial sparten sie, denn das ging auch wieder von ihrem Verdienst ab. Ich kann das nicht so gut ausdrücken wie Jelisaweta Grigorjewna. Das heißt, was sie selbst gesagt hat, habe ich nicht verstanden, aber Olga Iwanowna — von der ich Dir schon schrieb — hat immer übersetzt. Als nun die Geschäfte alle verstaatlicht wurden — hast Du eigentlich gewußt, daß es hier überhaupt keine privaten Geschäftsleute mehr gibt? —, ging der alte Schlendrian zunächst weiter, weil die Leute es so gewöhnt waren. Und da wurden Musterläden eingerichtet,



Die Sowjetunion verfügt über einen schier unerschöpflichen Pelztierreichtum. Die schönen Pelzmäntel werden von den arbeitenden Menschen gekauft und getragen



Das Moskauer Seidenkombinat „Stscherbakow" bringt ständig neue Muster und Farbtöne heraus, allein 200 neue Stoffe zum Frühjahr

in denen alles vorbildlich war. Die Verkäuferinnen mußten besondere Schulen besuchen. Dort lernten sie, wie die Kunden bedient werden müssen, wie die Ware verpackt wird, daß man keine Lebensmittel mit den Händen anfassen darf und vieles andere. Jelisaweta Grigorjewna sagt: „Alles nach den neuesten hygienischen Erkenntnissen." Als es dann eine Reihe von Musterläden gab, wurden die dort ausgebildeten Verkäufer in die anderen Geschäfte geschickt, damit die Kollegen von ihnen lernen konnten. Umgekehrt kamen auch wieder die Verkäufer aus den anderen Läden in die Musterläden und

sahen zu, wie ihre Kollegen dort arbeiteten. Heute, sagt Jelisaweta Grigorjewna, gibt es deshalb in Moskau nur noch schöne, moderne Läden mit gutem Verkaufspersonal. Jelisaweta Grigorjewna sagt, ich sollte Dir das alles schreiben, und sie läßt Dich schön grüßen, weil Du doch ihre Kollegin bist. Sie hat auch ein Kind, und ihr Mann ist im Kriege gefallen. Sie will mich einmal einladen, damit ich sehe, wie hier die Menschen wohnen. Ich schreibe Dir dann wieder. Jetzt werde ich Schluß machen, obwohl noch soviel zu erzählen wäre. Aber wir gehen heute in den Gorki-Kulturpark. Darauf freue ich mich schon sehr.

Einen dicken Kuß
von Deinem Sohn
Gerhard

Häuser, die verschoben werden

Lieber Papi, liebe Mami!

Erinnert Ihr Euch, in meinem ersten Brief schrieb ich, daß wir bei unserer Ankunft durch die Gorkistraße gefahren sind, und in dem zweiten, daß wir ein Kino in der Gorkistraße besucht haben. Nun will ich Euch erzählen, wie die Gorkistraße überhaupt entstand und warum sie heute so schön ist.
Olga Iwanowna, unsere Übersetzerin, hat uns mit dem Maurermeister Orlow bekanntgemacht, der hat an der Gorkistraße mitgearbeitet.
Aber zunächst müßt Ihr wissen, wie die Gorkistraße früher aussah, als es noch einen Zaren gab. Da hieß sie natürlich nicht Gorkistraße, damit wäre der Zar bestimmt nicht einverstanden gewesen, denn Gorki hat ja in allen seinen Erzählungen und Romanen die Menschen dazu aufgerufen, sich vom Zarismus zu befreien.
Also früher, als es noch einen Zaren gab, hieß die Gorkistraße „Twerskaja".

Die Gorkistraße, modern,
mit prächtigen Geschäften
und voll
von brodelndem
Großstadtleben

Die gleiche Straße,
die im zaristischen Moskau
als vornehmste
Geschäftsstraße galt:
schmal, winklig,
mit zweistöckigen Häusern



Und wie es in der Twerskaja aussah, hat Belinski in einem Buch beschrieben. Ich habe das Buch von Borja bekommen, und er hat es mir übersetzt. Belinski schreibt: „Wenn einer von unsern Petersburgern zum erstenmal nach Moskau fährt, kommt er in eine für ihn ganz neue Welt. Vergeblich wird er in Moskau nach einer Hauptstraße suchen. Man wird ihm die Twerskajastraße zeigen — und er wird erstaunt eine krumme und enge Straße vor sich sehen. Das eine Haus ist ein paar Schritte auf die Straße hinausgelaufen, als ob es sich ansehen wollte, was auf ihr geschieht, ein anderes ist einige Schritte zurückgewichen, anscheinend aus Hochmut oder Bescheidenheit, je nach seinem Aussehen."

Stellt Euch vor, so sah es dort einmal aus, und jetzt sieht man nur eine schnurgerade, riesig breite Straße, rechts und links Bäume und herrliche siebenstöckige Gebäude mit Caféhäusern, Geschäften, Restaurants und Eisdielen. Aber wie konnte aus der krummen, verwinkelten Straße eine so gerade, breite werden? Das hat uns Maurermeister Orlow sehr genau erklärt. „Früher", sagte er, „hätte man das, was wir gemacht haben, natürlich nicht machen können, weil der Grund und Boden einzelnen Privatpersonen gehörte und weil die Grundbesitzer sich geweigert hätten, ihre Häuser verändern oder gar abreißen zu lassen. Wir aber konnten großzügig planen und großzügig bauen, weil wir auf niemand Rücksicht zu nehmen brauchen. Wir gingen nur von einer Voraussetzung aus: bessere Wohnungen und schönere Straßen für unsere Menschen."

Dann erzählte uns Meister Orlow, wie es begann. Hinter den zwei- und dreistöckigen Häuserchen, die früher den Menschen sehr ansehnlich erschienen, wurden die heutigen Häuser errichtet.

„Ich wußte gar nicht, daß da hinter den Häusern gebaut wurde", erzählte uns auch Olga Iwanowna. „Mein Weg führte mich täglich durch die Gorkistraße, und ich sah viele schwerbeladene Lastwagen in die Höfe der Häuser fahren. Aber wenn man so durch die Straßen geht, dann guckt man nicht an den Häusern hoch. So ging ich wochenlang ruhig meiner Wege und zerbrach mir über die Lastwagen nicht weiter den Kopf. Bis ich eines Tages in der Zeitung las und im Rundfunk hörte, in der Nacht vom soundsovielten bis zum nächsten Tag sei die Gorkistraße bis neun Uhr früh für den Verkehr gesperrt, weil ge-



Immer findet man Schüler und Schülerinnen im Gorki-Museum, die möglichst viel von dem Leben und Schaffen dieses großen sozialistischen Schriftstellers erfahren wollen

sprengt würde. Am Abend zuvor war Dynamit in die Wände der alten, vorn stehenden Häuser gelegt worden. Die Sprengungen ließen einige Moskauer, die in der Nähe wohnten, für kurze Augenblicke erschreckt auffahren, aber dann ging es los, die ganze Nacht hindurch: Hunderte von Lastwagen fuhren im Eiltempo den Schutt ab. Gleich hinterher glätteten schon schwere Walzen den rauchenden Asphalt, und am nächsten Morgen standen auf der Strecke vom Puschkinplatz bis zum Mossowjetplatz die neuen Häuser. Und so ist auch später die ganze Straße neu erstanden."

Liebe Mami, als ich abflog, hast Du gesagt, Du möchtest gern mit mir fliegen. Ich muß immer daran denken. Wie schön wäre es, wenn Ihr hier bei mir sein könntet. Dann würdet Ihr Euch alles ansehen können. Im Brief kann ich zwar schreiben: Braunroter Granit mit schwarzen Adern schmückt die unteren Stockwerke der Häuser in der Gorkistraße. Aber wie schön es aussieht, das kann ich im Brief nicht beschreiben, das muß man einfach gesehen

haben! Auch die Fotografien, die ich Euch schicke, können nicht zeigen, wie schön es in Wirklichkeit ist.
Stellt Euch vor, wenn abends auf dieser endlosen Straße, die länger ist als die ganze Friedrichstraße in Berlin und bestimmt drei- bis viermal so breit, Tausende von elektrischen Lichtern und Hunderte von mächtigen Tiefstrahlern aufflammen! Dazu kommt eine Flut von Licht aus den Schaufenstern, aus den Cafés und Restaurants. Es ist soviel Licht, daß man gleich in festliche Stimmung kommt.
Aber nun muß ich Euch noch etwas schreiben, was besonders Papi Spaß machen wird. Könnt Ihr Euch vorstellen, daß Häuser einfach auf Rollen verschoben werden? So wie man einen schweren Koffer oder Möbelstücke wegrollt?
Es gab in der Gorkistraße auch ein paar Gebäude, die wegen ihrer Bauart oder ihrer Geschichte wertvoll waren und die man deshalb nicht einreißen wollte. Aber die Straße sollte doch um soviel verbreitert werden. Was also nun? Ja, da hat man diese Gebäude auf Metallwalzen gestellt und einfach zurückgeschoben. In einem Fall hat man sogar — das wird wieder Papi besonders interessieren — eine Augenklinik um eine Straßenecke herumgeschoben, damit die Vorderfront zur Gorkistraße zeigt. In der ganzen Zeit konnten die Bewohner in ihren Wohnungen genauso weiterleben wie sonst. Der Wasseranschluß funktionierte, sie konnten baden, Kaffee trinken — ach nein, hier trinkt man ja hauptsächlich Tee — sie konnten weiter telefonieren und Radio hören. In der Klinik wurde weiter behandelt, wurden Operationen ausgeführt, als ob überhaupt nichts los wäre. Vor der Revolution, erzählte uns Meister Orlow, hat man auch einmal einen solchen Versuch mit einem zweistöckigen Haus auf dem Kalantschowskiplatz gemacht. Die Mieter hatten vorher ihre Möbel entfernt. Aber die ganze innere Einrichtung — Zwischenwände, Türen, Licht- und Wasserleitung, alles ist zum Teufel gegangen!
Zum Abschluß will ich Euch noch eine kleine Geschichte von Meister Orlow berichten. Ein wunderbarer Arbeiter muß er sein. Er liebt jedes Haus, an dem er einmal gearbeitet hat, und auf Moskau ist er stolz, das müßtet Ihr erleben. Daran merkt man, daß die Menschen hier wirklich die Herren ihres Landes

sind. Im Jahre 1938, als man noch an dem Bauabschnitt in der Gorkistraße arbeitete, von dem ich Euch schrieb, kamen ausländische Gäste zu den Maifeierlichkeiten. Der Hauptingenieur der Bauleitung beauftragte Orlow, den Gästen den Bau zu zeigen. Orlow erzählte ihnen, natürlich durch einen Dolmetscher, daß ein erfahrener Maurer an diesen Gebäuden in einer Tagesschicht bis zu 18 000 Ziegelsteinen vermauert. Das wollten die Gäste nicht glauben. Da lachte Orlow und sagte: „Ich kann Ihnen das ja vorführen." Und er rief einen seiner Gehilfen, den Maurer Jaschin, heran. Und wißt Ihr, genau wie der Schnelldreher Bykow bei uns den Leuten das Drehen vorführte, so begann Jaschin zu mauern. Dabei rauchte er eine Zigarette. Nach zehn Minuten unterbrachen die ausländischen Gäste seine Arbeit. Sie zählten die von Jaschin vermauerten Ziegelsteine. Es waren vierhundert. Während er seine Zigarette rauchte, hatte er vierhundert Steine vermauert.
„Sie haben wunderbare Hände", rief ihm einer der Gäste zu.
Aber Jaschin sagte nur: „Solche wie alle Stachanowarbeiter." Heute ist diese Leistung längst überholt, aber seht Ihr, so sind die Menschen hier — stolz auf alles, was sie zusammen leisten, aber jeder einzelne ist für sich ganz bescheiden.
Nun habe ich Euch wieder sehr viel geschrieben. Fritz Peters fragt mich schon immerzu, ob ich vielleicht ein Buch schreiben wollte. Nein, das will ich nicht, denn dann käme ich ja überhaupt nicht mehr dazu, etwas zu sehen. Aber ich will überall dabeisein und nichts versäumen! Heute geht es in den Kulturpark!
Lieber Papi und liebe Mami, ich hoffe, Euch geht es gut und Papi arbeitet sich nicht zu sehr ab. Seinen Wunsch, über die Ärzte und die Kliniken zu schreiben, werde ich erfüllen. Ich habe Olga Iwanowna schon gebeten, uns einmal ein Krankenhaus zu zeigen. Sie stellt immer unseren Tagesplan auf und erkundigt sich, was wir sehen wollen.

Nun seid recht herzlich gegrüßt und geküßt
von Eurem Sohn Dieter

Liebe Mutti,

ich habe es gesehen: das „Tönende Haus"! Es war das Großartigste in meinem ganzen Leben. Als ich wieder herauskam, hätte ich beinah geweint.
Das „Tönende Haus" liegt in einem alten, schattigen Park, ganz verträumt und zurückgezogen. Als wir am Parkeingang standen, hörten wir schon die Musik, Geigen, Flöten und Klaviere und Bratschen und Klarinetten. Aber im Haus war es dann ganz still. Die Wände und Türen sind nämlich schalldicht.
Zuerst lernten wir Professor Stschirinski, den Direktor der Kindermusikschule am Konservatorium, kennen. Er spricht deutsch und war sehr nett zu uns. Wir hatten alle sofort das Gefühl, zu einem guten Freund gekommen zu sein. Nicht ein bißchen stolz ist er. Er führte uns selbst herum und sagte immer nur: „Seht euch alles gut an, seht, hört und vor allem: fragt!" Das haben wir auch reichlich getan.
Wir kamen durch viele Zimmer, schöne, helle Zimmer. In allen Räumen trafen wir Kinder, an Klavieren, mit Geigen, mit Violoncellos, an der Harfe und vor Notenheften, in die sie eifrig etwas hineinschrieben. In einem Zimmer spielte gerade ein Junge Geige. Er hatte uns nicht gehört, und wir blieben wie verzaubert stehen; es war ein großer Junge mit dunklen Haaren und ganz tiefliegenden Augen. Die Augen schienen irgendwo weit, weit weg zu sein. Ach, Mutti, daß man so etwas nicht richtig beschreiben kann! Wie der Junge den Bogen führte, leicht und als ob es überhaupt eine Selbstverständlichkeit wäre. Und wie er spielte! Ich kam mir ganz klein und lächerlich vor und schämte mich, daß ich jemals daran gedacht hatte, Geigerin zu werden.
Seine Töne schwangen sich hoch und jubelten und jauchzten, und im nächsten Augenblick klagten sie, so daß wir ganz traurig wurden.
Als er aufgehört hatte, sagte ich: „Das ist doch kein Schüler, das ist doch ein großer Künstler." Da lächelte Professor Stschirinski und sagte: „Du hast ganz recht." Und er machte uns mit dem Jungen bekannt. „Das ist Igor, einer unserer

Zwei Schwestern aus dem fernen Tadshikistan, Lola und Raja Salamoschjewa, beim Klavierunterricht in der Tschaikowski-Musikschule in Stalinabad

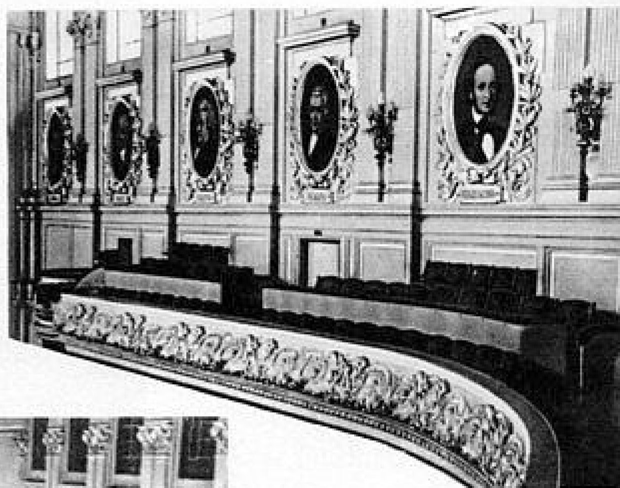
Eine Musikschule im Kulturpalast in Swerdlowsk



Bekannte Meister, wie hier der Volkskünstler Professor A. B. Goldenweiser, unterrichten in den Musikschulen die Kinder der Werktätigen

Begabtesten. Er ist siebzehn Jahre alt und in der zehnten Klasse. Bei einem internationalen Fest hat er den ersten Preis bekommen. Die vielen bekannten Musiker dort waren erstaunt, daß er erst die zehnte Klasse der Mittelschule besucht und seine Ausbildung am Konservatorium noch vor sich hat. Aber Igor weiß, wieviel ihm noch fehlt." Der junge Geiger nickte und sagte: „Viel, sehr viel." Dann lächelte er und fügte hinzu: „Aber es ist schön, zu lernen."
Ach Mutti, wieviel wird hier für die Kinder getan! In der Sowjetunion ist auch

Hier seht ihr das Tschaikowski-Konservatorium von außen; es steht an dem Majakowskiplatz, und seine Besucher haben es sehr bequem, denn die Metro-Station befindet sich sozusagen „im Hause", wenn auch etwa 20 Meter tief unter der Erde



Der Konzertsaal des Staatlichen Tschaikowski-Konservatoriums



die künstlerische Ausbildung der Kinder nicht, wie Vater sagt, „ein Privatvergnügen für reiche Leute" oder „eine brotlose Kunst", hier ist jedes Talent, wie Professor Stschirinski sagt, „ein Reichtum, der dem ganzen Volk gehört".

„Wie gefällt dir das Haus?" fragte er mich, als wir alles gesehen hatten. Tamara hatte ihm erzählt, daß ich gern Geigerin werden möchte. Aber ich war so benommen, daß ich ihm zuerst gar nicht antworten konnte. Doch dann habe ich eine Menge Fragen gestellt, und er hat sie alle geduldig und freundlich beantwortet.

Ich wollte wissen, wie man in diese Moskauer Zentralmusikschule — man

Wie unsere Freundin Christel Gebhard hat auch die kleine Maria Belenskaja den Herzenswunsch, Geigerin zu werden





Die jüngste Schülerin einer Odessaer Musikschule, die fünfjährige Mila Ustilowskaja

nennt sie auch Tschaikowski-Konservatorium — hineinkommt. Ich wollte wissen, ob jedes Kind dort aufgenommen wird und ob und von wem die Kinder ausgesucht werden. Auch die anderen Pioniere wollten jetzt dies und das wissen, und Professor Stschirinski nickte uns zu und sagte nochmals: „Fragt nur, fragt, ich werde euch auf alles antworten."

Dann hat er uns erzählt, daß nicht jedes Kind ins „Tönende Haus" kommen kann, sondern nur die begabtesten. Aber Mutti, nur davon hängt es ab, nur von der Begabung! Geld spielt überhaupt keine Rolle. Begabte Kinder erhalten, wenn die Eltern nicht genügend Mittel haben, ein Stipendium, damit sie gründlich und gewissenhaft ausgebildet werden. Wie die Kinder in das „Tönende Haus" kommen? Es gibt in Moskau und überhaupt in der ganzen Sowjetunion unendlich viele Musikschulen, Musikinstitute und Musikzirkel für Kinder. Wird dort festgestellt, daß ein Kind überdurchschnittlich begabt ist, nun, dann besucht es zuerst eine Musikmittelschule, und schließlich kommt es in das „Tönende Haus".

Professor Stschirinski machte uns auch mit anderen Schülern bekannt. Da war ein ganz junges Mädchen, stell Dir vor: drei Jahre jünger als ich; es heißt Walja Wassilenka. Mit fünf Jahren hat Walja angefangen, Klavier zu spielen. Mit acht Jahren ist sie in die Musikschule von Taganrog aufgenommen worden. Dann wurde sie zu einem der regelmäßig stattfindenden „Treffen der jungen Musiker" nach Rostow geschickt. Und dort schlug die Prüfungskommission vor, sie in der Moskauer Zentralmusikschule weiter auszubilden. Jetzt ist sie elf Jahre alt und auf dem besten Wege, eine große Pianistin zu werden.

Dann ist da noch eine kleine Tatarin, Chalida Achtamowa, aber die Kinder sagen nur Chali zu ihr. In ihrer heimatlichen Kreisschule hat sie Geigenunterricht gehabt, man wurde auf ihr starkes Talent aufmerksam und schickte sie zur Prüfung in das „Tönende Haus". Sie ist gleich hiergeblieben. Sicher wird Chali einmal eine große Geigerin werden.

Liebe Mutti, nun denkst Du wahrscheinlich, das sind lauter Wunderkinder, die hier ausgebildet werden. Ursel Handke hat auch so etwas gesagt, aber da wurde Professor Stschirinski beinahe böse. „Wunderkinder gibt es bei uns nicht!" hat er gesagt. „Die sogenannten Wunderkinder sind in den allermeisten Fällen armselige, einseitige Geschöpfe, die sich selten voll als Menschen entfalten können und darum auch später meist versagen. Wir haben nur überdurchschnittlich begabte Kinder, und wir tun alles, damit diese Kinder nicht einseitig werden, sondern sich auf allen Gebieten gleichmäßig entwickeln."

Wirklich, Mutti, im „Tönenden Haus" wird darauf geachtet, daß die Kinder in der Schule ebensogut weiterkommen wie im Musikunterricht. Für die Kinder, deren Eltern nicht in Moskau wohnen, gibt es ein Internat, da leben sie, und da gehen sie auch in die Schule.

Renate und Inge kannst Du den Brief zeigen, aber sage ihnen, ich würde noch eine Menge darüber berichten, wenn ich wiederkomme. Dann werde ich überhaupt einmal alle meine Freundinnen einladen, denn ich werde sehr, sehr viel zu erzählen haben. Wie ist es mit Deinem Rheuma? Hast Du noch solche Schmerzen? Na, in nicht allzulanger Zeit bin ich ja wieder bei Dir, liebe Mutti.

Bis dahin viele, viele Küsse Dir und Vater von Eurer Christel

Liebe Eltern,

ich wollte Euch heute eigentlich einen langen Brief schicken; nach dem Essen haben wir immer Zeit, weil wir erst um vier Uhr wieder abgeholt werden. Aber eben ist Borja gekommen und hat gesagt, ich soll mit zu seinem Großvater kommen. Borja hat den Großvater besonders gern und fühlt sich dort genauso wohl wie zu Haus bei seinen Eltern. Und der Großvater hat ihm gesagt, er soll seinen deutschen Freund mal mitbringen. Die Eltern wollen mich auch kennenlernen, überhaupt, alle sind so nett zu uns.
Also seid bitte für heute nicht böse, dafür das nächste Mal um so ausführlicher.

Es grüßt Euch
Euer Sohn Fritz



Olga Iwanowna war auch mitgekommen. Erstens zum Übersetzen und zweitens, weil sie Großvater Moschim gern kennenlernen wollte.
Der Großvater schüttelte Fritz die Hand und sagte: „Du bist also Borjas deutscher Freund? Na, dann setz dich mal und mache es dir bequem."
Fritz setzte sich und schaute sich um. Die Moschims wohnten in einem neuen, ganz modernen Haus. Die Zimmer waren groß und hell, und die altmodischen Möbel paßten nicht ganz in diese Umgebung. Aber die Großeltern hätten sich niemals von ihren Sachen getrennt, die sie ihr Leben lang umgeben hatten. Alles war blitzblank, und überall lagen Decken und standen Blumen. Das Ganze machte einen so freundlichen Eindruck, daß Fritz sich gleich wie zu Hause fühlte. Auf einer kleinen Kommode erblickte er einen merkwürdigen, messinggelben, bauchigen Apparat. Er hatte zwei Henkel, eine große Röhre und einen kleinen Hahn wie eine Wasserleitung.
„Das ist ein Samowar", erklärte Olga Iwanowna.
„Ein Samowar?" Fritz wußte noch immer nicht Bescheid. Er machte ein so erstauntes Gesicht, daß Borja lachen mußte. Großvater Moschim aber öffnete die Tür und rief: „Mutter, heize doch mal den Samowar an. Unser deutscher Gast weiß nicht, was ein Samowar ist!"
Nun lernte Fritz auch Großmutter Moschim kennen, denn selbstverständlich mußte er dabei sein, als der Samowar auf dem Balkon angeheizt wurde. Borja machte das sehr schnell und geschickt mit kleingeschnittenem Holz und ganz kleinen Stückchen Holzkohle, die mit einem Blasebalg zum Glühen gebracht wurden. Großmutter Moschim beaufsichtigte nur das Ganze. Bald rauchte es durch den kleinen Schornstein, und der Samowar begann zu singen. Da sagte Großmutter Moschim: „So, nun könnt ihr ihn hineintragen."
Dann saßen sie alle beisammen; wunderbarer hellgelber Tee dampfte in ihren Gläsern, und Großmutter Moschim hatte einen großen Teller voll Gebäck, Piroshki, auf den Tisch gestellt. Sie begannen zu plaudern, zu erzählen.

Großvater Moschim wollte wissen, was der Vater von Fritz für einen Beruf hatte. Und Fritz erzählte von seinem Vater, dem Arbeiter Max Peters, von seinem Kampf in der Arbeiterbewegung und wie er unter Hitler ins Konzentrationslager gebracht worden war. Als Fritz schwieg, nickte Großvater Moschim und sagte: „Wie schwer war das Leben der Arbeiter, und in den kapitalistischen Ländern kämpfen sie heute noch! Ich kenne das, bei uns war es ja früher nicht anders."



„Erzähl, Großväterchen", bettelte Borja. „Ich hab's ihm doch versprochen, daß du von deinem Leben erzählen würdest."

„Ja, bitte, bitte", unterstützte ihn Fritz. „Ich habe mich so darauf gefreut, etwas davon zu hören. Sie haben doch bestimmt ein interessantes Leben gehabt."

„Er hat es noch", verbesserte Olga Iwanowna. Und als sie ihre Worte noch einmal russisch wiederholt hatte, nickte Großvater Moschim.

„Sie hat recht, mein Leben ist immer noch interessant, aber heute ist es nicht nur interessant, heute ist es auch schön."

Großmutter Moschim pflichtete ihm eifrig bei. „Schön, Kinderchen, und wie schön! Wo hätte man früher an so eine Wohnung auch nur gedacht, wo hätten früher unsere Kinder solche Stellungen haben können? Ein Sohn von uns ist in der Regierung. Und unsere Enkelkinder, die haben es wirklich gut. Sie studieren schon und können werden, was sie wollen und wozu sie Lust haben. Wenn mein Mischka nicht gefallen wäre, mein Jüngster", sie schwieg einen Augenblick, „dann wäre es gar nicht auszuhalten vor lauter Glück."

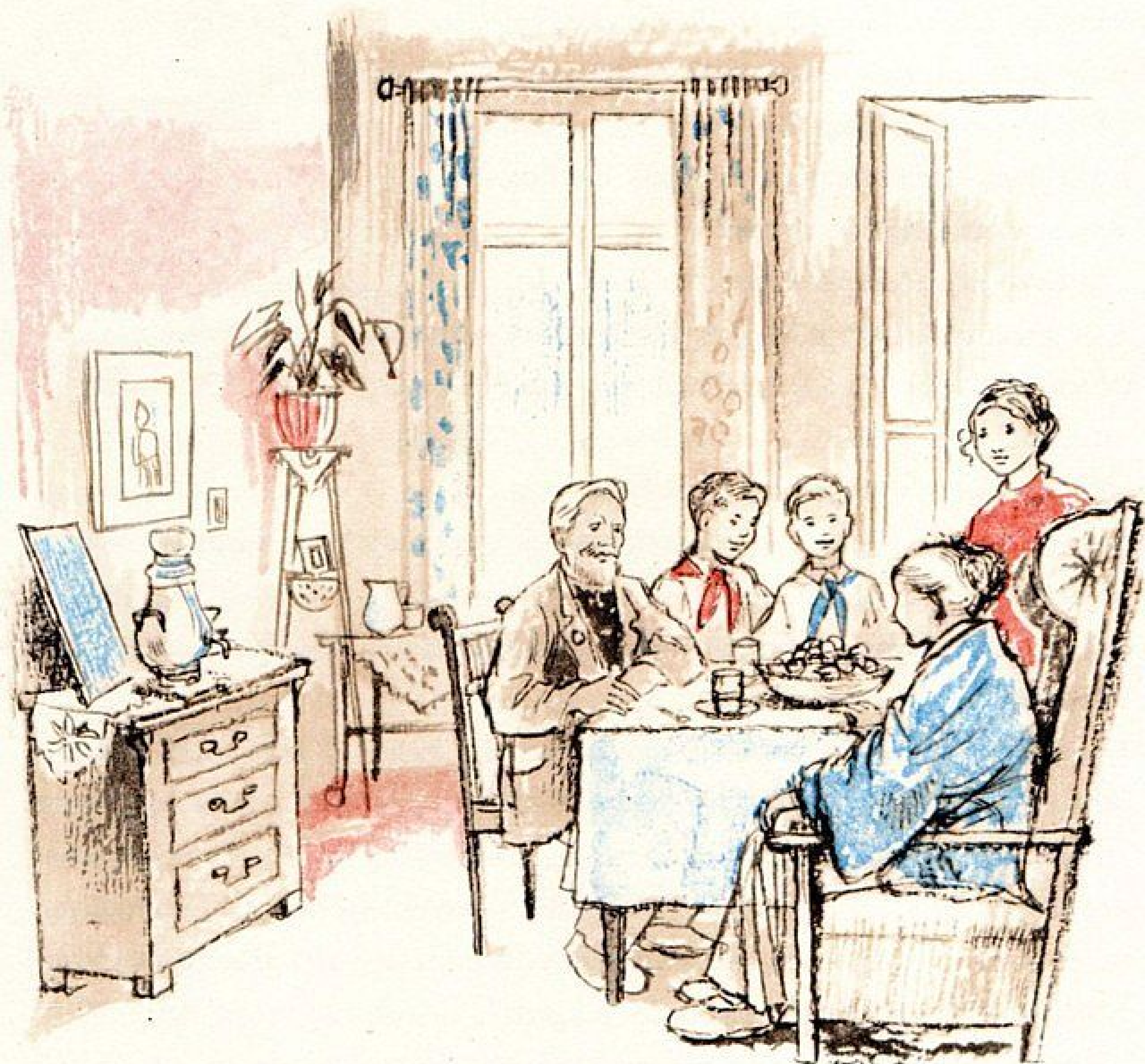
„Na, na", Großvater Moschim lächelte und legte den Arm um seine Frau. „Auszuhalten ist es schon, aushalten könnte man es schon. Wir mußten ja

so viel Schweres aushalten. Warum sollten wir nicht auch das Gute aushalten können? Stimmt's nicht, Mutter? Früher war das Leben für uns einfache Leute nicht so leicht, das kann sich heute manch einer gar nicht mehr vorstellen."

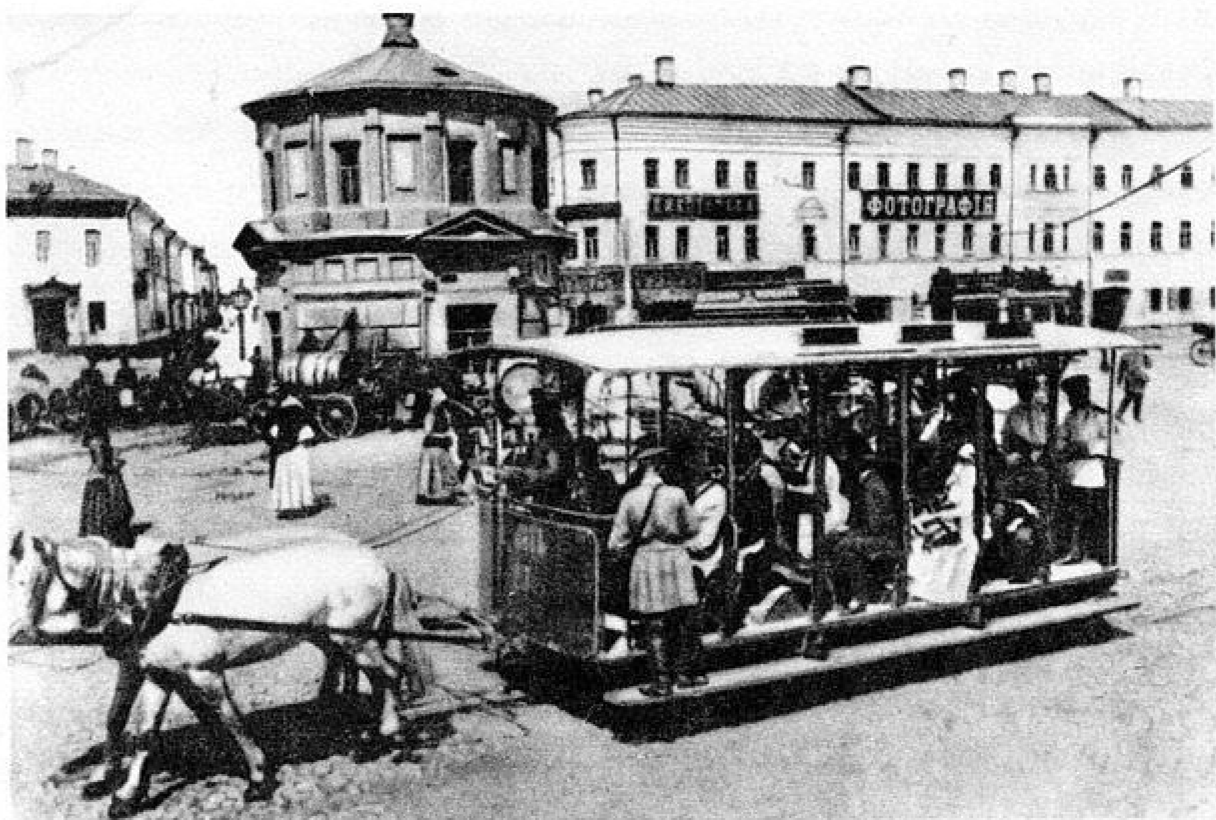
Großmutter Moschim nickte gedankenvoll.

„Ja, weißt du noch, damals . . ."

Aber ihr Mann fiel ihr ins Wort: „Laß uns der Reihe nach erzählen. Wenn ich etwas auslasse, dann unterbrich mich, Mutter."



Vor den gespannt lauschenden Kindern entstand das Bild eines zehnjährigen zerlumpten, barfüßigen Bauernjungen, den das Elend und die Landarmut aus dem Heimatdorf in der Nähe von Smolensk nach Moskau vertrieben hatte. Er suchte Arbeit in Moskau. Wie anders sah dieses Moskau damals aus! Seine Straßen waren schmal, kleinstädtisch, das Pflaster holprig, voller Löcher und Schmutz. Er fand Beschäftigung bei der Pferdebahn. Damals gab es in Moskau



Die Pferdebahn, von der Großvater Moschin so merkwürdige Erlebnisse erzählt

noch keine Straßenbahnen, auch noch keine Autobusse oder Trolleybusse. Das einzige öffentliche Verkehrsmittel war die Pferdebahn.

Der junge Moschim bekam nur ganz wenig Lohn. Aber den Eltern ging es noch viel schlechter. Deshalb schickte er von seinem wenigen Geld jeden Monat einen Teil nach Hause. Er hungerte. Er schlief im Pferdestall bei seinen

Pferden. Erst nach einem Jahr konnte er sich das erste Paar Schuhe in seinem Leben kaufen. Nach drei Jahren wurde er zum Pferdeknecht befördert. Sein Verdienst wurde nicht viel größer, aber dafür durfte er, der vierzehnjährige Junge, jetzt die schweren Hafersäcke schleppen. Zwei Jahre später „verdiente" er sich einen Leistenbruch. Moschim mußte operiert werden, aber er konnte nicht lange krank liegen, denn für diese Zeit bekam er nicht eine Kopeke. Er war noch nicht wiederhergestellt, da eilte er zu seiner Arbeitsstelle zurück und wurde aus „Gnade und Barmherzigkeit" wieder aufgenommen.

Nach einiger Zeit brachte er es sogar bis zum Kutscher. Und als im Jahre 1903 das Depot die ersten zehn Straßenbahnwagen erhielt, da lernte der junge Moschim solch einen elektrischen Wagen lenken. Er wurde einer der ersten Straßenbahnfahrer Moskaus. Freilich sahen die Straßenbahnwagen Moskaus damals anders aus als die schönen, schnittigen Wagen mit Stromlinienführung, die heute in den Außenbezirken der Stadt verkehren. Aus der Stadtmitte hat man die Straßenbahn ganz herausgezogen; hier verkehren nur noch Autobusse und Trolleybusse. Sie fahren in Abständen von einer Minute, so daß es niemals ein Gedränge geben kann.

Die Straßenbahn von 1903 war eine schreckliche Klapperkiste, ein verrückt aussehendes Ding mit offener Plattform, primitiven Querbänken, ohne Kabine für den Fahrer. Jahraus — jahrein mußte er draußen stehen, bei Gluthitze und Regen, bei Schnee und stärkstem Frost. Im Winter sind Temperaturen von minus 25 Grad in Moskau nicht ungewöhnlich. „Wetrodui" (Windweher) nannten sie deshalb ihre Wagen.

Nach nicht allzulanger Zeit hatte ein solcher „Windweher" dem jungen Moschim zu einer gehörigen Lungenentzündung verholfen. Lungenentzündung war damals eine der üblichen Berufskrankheiten bei den Fahrern.

Der Tee in den halb geleerten Gläsern dampfte nicht mehr. Die Piroshki standen vergessen auf dem Tisch. Mit großen Augen hatte Fritz der Lebensgeschichte dieses alten Mannes zugehört. Heute und in dieser Umgebung wirkte sie wie ein Märchen. Doch auch Borja, dem alles schon bekannt war, blickte stolz auf den Großvater, auf seinen Großvater, der dabei mitgeholfen hatte, daß solche Verhältnisse in der Sowjetunion unmöglich geworden waren.

Borja wußte, jetzt würde der Großvater gleich sehr ernst werden, denn nun kam das Jahr 1905, an dem die Arbeiter sich zum erstenmal als gewaltige Kraft zusammenfanden, um für ihre Rechte und für ihre Freiheit gegen die zaristische Unterdrückung zu kämpfen.

Auch der junge Moschim griff zum Gewehr. Die Straßenbahner vereinigten sich mit den Druckern und den Arbeitern der nahegelegenen Tabakfabrik.

Moschim verteidigte mit den anderen das von ihnen besetzte Depot. Er wurde Verbindungsmann des Revolutionskomitees. Zusammen mit seinen Genossen patrouillierte er durch die Straßen Moskaus, zusammen mit ihnen errichtete er aus umgestürzten Straßenbahnwagen und Straßenbahnmasten eine Barrikade, die berühmt wurde. Nach allen Regeln der Kriegskunst mußten die zaristischen Truppen und die Polizei sie belagern und sogar unter Artilleriefeuer nehmen.

Jeden Tag brachte Moschims Frau Anna ihrem Mann den Topf mit dem Mittagessen, auch im ärgsten Kugelregen.

Bei den Worten ihres Mannes leuchteten Großmutter Moschims Augen auf, und ihr Gesicht bedeckte sich mit einer sanften Röte, die viele Jahre wegzuzaubern schien. Fritz konnte sich plötzlich sehr gut vorstellen, wie sie mutig und entschlossen durch das Feuer an die Seite ihres Mannes eilte.

Noch einmal, Jahre später, mußte Frau Anna im Kugelregen ins Depot. Die Revolution von 1905 war blutig niedergeschlagen worden, aber den Freiheitswillen der Arbeiter konnte man nicht brechen. Die Lehren von 1905 halfen mit, die Revolution im Oktober 1917 zum Siege zu führen.



1905: Streikende Arbeiter werden von zaristischen Truppen auseinandergejagt. Aber sie sammelten sich — zur Revolution!

Als die Arbeiterschaft 1917 zum letzten, entscheidenden Kampfe gegen den Kapitalismus aufrief, griff Moschim wieder zum Gewehr. Er war nicht Mitglied der Partei der Bolschewiki, er war politisch noch nicht sehr erfahren, aber er erkannte, worauf es ankam.

Auch seine Frau Anna wußte, worum es ging. 1916 war sie als Straßenbahnschaffnerin eingestellt worden. Es gab während des Krieges nicht genügend männliche Arbeitskräfte, und man war gezwungen, Frauen zu beschäftigen. Anna Moschim gehörte zu den ersten Straßenbahnschaffnerinnen Moskaus, so wie ihr Mann zu den ersten Straßenbahnfahrern gehört hatte.

Gemeinsam mit ihrem Manne kämpfte sie, und gemeinsam mit ihrem Mann stellte sie später der jungen Sowjetmacht ihre ganze Kraft zur Verfügung. Und der Sowjetstaat vergalt ihre Liebe und Treue mit gleicher Liebe und Treue.

„Der Staat sorgt für uns", sagte Großvater Moschim stolz, „unser Staat. Wir bekommen beide Altersrente. Wir könnten sehr gut und bequem leben, ohne zu arbeiten."

„Aber Großvater kann ohne Arbeit nicht leben!" Aus dem Ton, in dem Borja das sagte, war herauszuhören, wie sehr er seinen Großvater bewunderte.

Großmutter Moschim nickte lächelnd und strich ihrem Mann über die weißen, schon etwas schütteren Haare. „Borja hat recht", sagte sie, „er kann ohne Arbeit nicht leben. Was, Alter?"

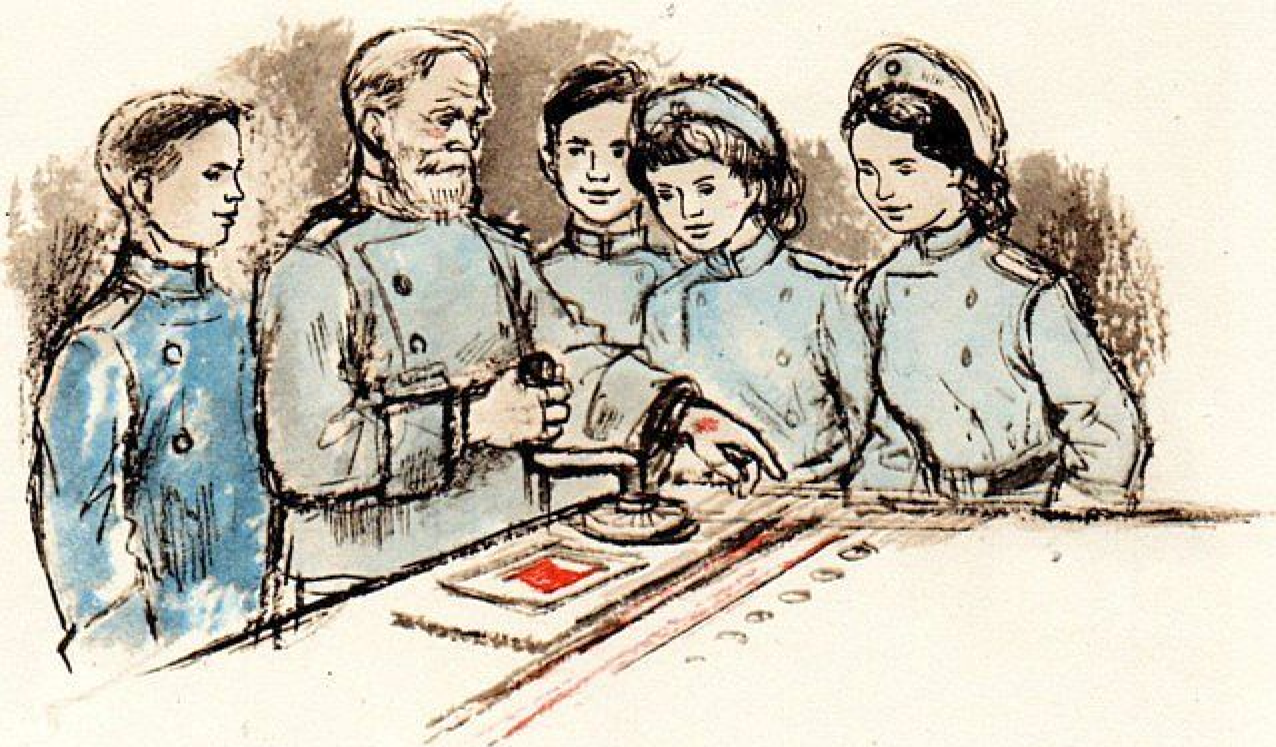
Großvater Moschim reckte sich und stand auf, um seinen Gästen noch ein paar Süßigkeiten aus der Kommode zu holen. „Das wäre ja noch schöner", sagte er schmunzelnd, „aufhören zu arbeiten, ich bin doch noch gar nicht alt! Ihr glaubt es wohl nicht? Na, ich werde schon beweisen, wieviel Kraft der alte Moschim noch hat."

Dann setzte er sich wieder an den Tisch, trank einen Schluck Tee und sagte einfach: „Man muß ja wieder jung werden, wenn man all das, was bei uns geschieht, miterlebt."

Krasnaja Presnja: Arbeiter kämpften auf den Barrikaden für ihre Rechte



Großvater Moschim erzählte weiter. Vor den Kindern wurde das Werden und die Umwandlung Moskaus lebendig. Neue Straßen entstanden, neue Häuserblocks, da wurde eine riesige Parkanlage geschaffen, und da wurden kahle Asphaltstraßen mit Bäumen bepflanzt und zu schattigen Alleen.
Anderthalb Millionen Kilometer — man hat es ausgerechnet — ist Großvater Moschim schon in seinem Leben kreuz und quer durch Moskau gefahren. Er hat die „Qualifikation ersten Grades", wie man sagt. Das heißt, er ist ein sehr guter Fahrer, und darum erhält er auch das höchste Gehalt, das ein Straßenbahnfahrer überhaupt erhalten kann. Selbstverständlich neben seiner Rente. Denn die Rente bekommt er, ob er arbeitet oder nicht, es wird auch nicht eine Kopeke davon abgezogen. Sein Name ist auf der Ehrentafel im Straßenbahndepot zu finden, und für seine besonders gute Arbeit wurde er schon oft prämiiert.
„Großvater hat viele Lehrlinge ausgebildet", mischte sich Borja wieder in die Unterhaltung, „und wenn du einmal mitkämst, würdest du sehen, wie die Jungen und Mädel ihn ehren und achten."
Großmutter Moschim reichte ihrem Enkel den Teller mit Kuchen und sagte lächelnd: „Hier, iß und bring Großvater nicht so in Verlegenheit." Dann aber führte sie Borjas Worte weiter aus. „Ja, ja, die Lehrlinge, du müßtest sehen, wie gut sie es haben. Und wenn mein Mann ihnen dann von früher erzählt, wie schwer es war, dann hören sie es wohl, aber sie können sich's gar nicht mehr vorstellen. Nun, es ist ja gut so, sollen sie glücklich heranwachsen."
Fritz hatte mit roten Backen und glänzenden Augen zugehört und nur hin und wieder eine Frage dazwischengeworfen. Jetzt aber stand er auf, er konnte einfach nicht anders, schüttelte Großvater Moschim die Hand und sagte: „Danke", und noch einmal: „Danke, Großvater Moschim!" Weiter konnte er nichts sagen. So vieles hatte er heute gehört, ihm schwirrte der Kopf. Morgen wollte



er alles seinem Vater berichten. Vielleicht sogar noch heute abend, das heißt, wenn er nicht zu müde sein sollte. Denn sicher würden sie abends noch irgendwohin gehen.
Und wirklich, am nächsten Tag schrieb Fritz einen sehr ausführlichen Brief, wo alles das drinstand, was ihr eben gelesen habt.

Der längste Brief, den Ursel jemals schrieb

Liebe Mama, lieber Papa,

nun will ich also mal einen längeren Brief schreiben, weil Ihr Euch beklagt habt. Aber schreiben ist nun mal nicht meine starke Seite, und erzählt hätte ich es alles viel lieber. Aber damit Ihr nicht schimpft, schreibe ich Euch. Zum Erzählen wird ja immer noch eine ganze Menge übrigbleiben.
Heute waren wir im Kulturpark. Das ist eine Sache! Es gibt viele Kulturparks



In dem herrlichen „Gorki-Park für Kultur und Erholung“

in Moskau. Wir waren im größten, im „Moskauer Gorki-Park für Kultur und Erholung". Könnt Ihr Euch was darunter vorstellen? Wenn man mir früher gesagt hätte „Park für Kultur und Erholung", dann hätte ich mir einfach einen Park vorgestellt, etwa so wie bei uns in Pankow den Bürgerpark. Vielleicht noch ein bißchen Musik dazu und ein paar Stände, wo man Zeitungen, Zigaretten und Bonbons kaufen kann.

Jetzt war ich da, und jetzt weiß ich, was das ist. Aber den Gorki-Park zu beschreiben ist nicht so einfach! Es ist nämlich alles da, was man sich nur vorstellen kann. Ein Park, nein, ein riesiges Parkgebiet, viel größer als die Wuhlheide. Stundenlang kann man da gehen. Ein Fluß schließt ihn von der Seite ab. Das ist die Moskwa. Da kann man Ruderboote bekommen und Paddelboote, und Dampfer verkehren stromabwärts und stromaufwärts, und der ganze Kai ist in Granit gefaßt. Überall sind Blumen und Anlagen, und im Park selbst gibt es Theater und einen Zirkus und Kinos und einen Riesenrummelplatz und ... Aber ich merke, ich bringe wieder alles durcheinander, und Fräulein König würde sagen: „Immer eins nach dem andern, Ursel, schon im

Sehr viele schöne Parkanlagen wurden in der Hauptstadt des Sozialismus geschaffen; dies ist der „Stalin-Park für Kultur und Erholung“ in Ismailowo



Für Kinder gibt es überall in Moskau eigene Parkanlagen, Pionierparks und Kinderstädtchen



Kopf ordnen!" Ich will also versuchen, in meinem Kopf etwas aufzuräumen, und Euch alles der Reihe nach erzählen.

Wenn man durchs Tor in den Park kommt, sieht man zuerst terrassenförmige Anlagen mit großartigen Statuen, die einen so natürlichen Eindruck machen, als wollten sie jeden Augenblick zu uns herunterkommen. Und dann ist gleich am Eingang eine Empfangshalle und ein Postamt und ein Auskunftsbüro. Aber das haben wir gar nicht nötig gehabt, weil wir ja geführt wurden.

Wenn man also weitergeht, ist da gleich links ... nein, ich merke, hintereinander kann ich's nicht aufzählen, dazu war's zuviel, und das hat mein Köpfchen nicht behalten. Darum werde ich doch einfach alles so erzählen, wie es mir einfällt.

Gleich in der Nähe vom Eingang steht ein Turm, mehrere Stockwerke hoch. Eine Wendeltreppe geht's rauf, und wenn man oben ist, kommt man auf eine Plattform, so ungefähr wie das Dreimetersprungbrett im Schwimmbad, nur viel höher! Könnt Ihr Euch vorstellen, wozu der Turm da ist? Nein, das könnt Ihr nicht. Der ist nämlich für Fallschirmspringer! Natürlich nur für solche, die

es mal probieren wollen. Man braucht auch den Fallschirm nicht in der Luft aufzuziehen, er ist schon oben geöffnet. Aber der Moment, wo man in die Luft springt, der ist nicht ohne! Ich hab's nämlich probiert! Jawohl, ich, Eure Tochter Ursula Handke, hab's gewagt! Die Knie waren mir zwar ganz weich, und wenn ich mich nicht geniert hätte — Euch kann ich's ja gestehen — wäre ich am liebsten wieder umgekehrt. Aber die Kinder schauten mich alle an. Nicht nur unsere, auch die sowjetischen Freunde.

Und da hab ich mir ein Herz gefaßt, die Augen zugemacht und — runter! Unsere haben alle „Bravo!" geschrien, denn ich war die erste von uns, die gesprungen ist. Dann sind auch noch die Jungen gesprungen. Gerhard Pfeil und Fritz Peters haben sich gut gehalten, aber der Dieter Schöning war ganz weiß, als er unten ankam. Christel hat gesagt: „Mir wird schon vom Zugucken schlecht." Dann gibt es dort einen Zirkus. Später sind wir für eine halbe Stunde

Stundenlang kann man in den gepflegten Anlagen des Gorki-Parks spazierengehen

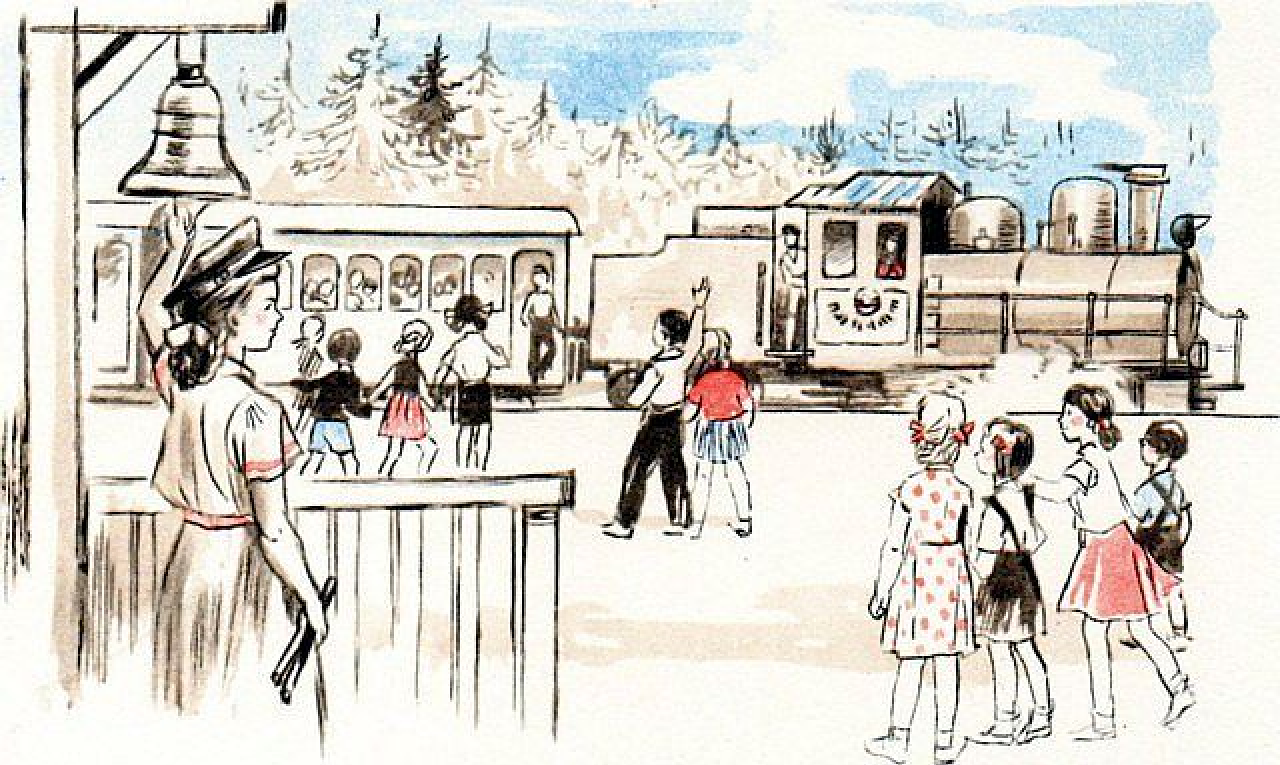


hineingegangen, und da haben wir eine Nummer gesehn — ach, mir läuft's immer noch kalt den Rücken 'runter, wenn ich nur daran denke! Da sitzt im Sand eine Gruppe Löwen und Tiger, und ein Mann fährt mit einem Motorrad zwischen ihnen herum. Doch dann kommt das Unglaublichste — aber ich habe es mit eigenen Augen gesehen! — rings um die Manege ist eine schräge Wand aufgestellt, und der Mann fängt an, diese schräge Wand hochzufahren. Plötzlich rast ein großer Löwe hinter ihm her. Man fürchtet sich, bloß hinzusehen. Und dann springt der Löwe hinten auf den Soziussitz vom Motorrad! Wir und noch viele andere im Publikum haben vor Schreck laut aufgeschrien, aber der Löwe legt dem Mann bloß beide Tatzen auf die Schultern, und die beiden fahren nun wie wild auf der schrägen Wand immer im Kreis herum. Einfach toll! Also das war der Zirkus.

Dann sind im Park noch offene und geschlossene Konzertsäle und Ausstellungen von Büchern, von Bildern und auch von Sachen, die Kinder gezeichnet, gemalt und gebastelt haben und die besonders schön sind. Was die alles können, daneben fühlt man sich ganz klein. Wenn ich nach Hause komme, will ich aber mal versuchen, einiges aufzuzeichnen, was ich hier gesehen habe.

Jetzt kommt das Kinderstädtchen, das darf ich auf keinen Fall vergessen. Wirklich, ein richtiges Städtchen für Kinder mitten im Park. Es ist eingeteilt für Kinder, die noch nicht in die Schule gehen, und für Schulkinder. Wenn die Eltern im Park Ruhe haben wollen, dann geben sie die Kinder hier ab und holen sie wieder, wenn sie nach Hause gehen. Die Kinder freuen sich riesig, daß sie dableiben können. Denn was es im Kinderstädtchen alles gibt, kann ich gar nicht aufzählen. Spielzeug und Spiele und Kinderbücher, und die Kleinen basteln Körbchen und andere kleine hübsche Sachen, und die Großen machen Flugzeuge und Eisenbahnen. Wer will, kann auch modellieren oder Brandmalerei versuchen oder Laubsägearbeiten machen. Das ganze Material bekommen sie umsonst. Am liebsten wäre ich dort geblieben und gar nicht mehr weitergegangen.

Dann gibt es einen Klub für Junge Erfinder. Könnt Ihr Euch vorstellen, daß da Jungen und natürlich auch Mädchen Erfindungen gemacht haben, die man wirklich gebrauchen kann? Tatsächlich! Der Klub hat einen Vorführsaal und



Laboratorien und Abteilungen für Verkehrs- und Fernmeldewesen, für Holz- und Metallbearbeitung und für Fotografie. Alles fachgerecht wie für Erwachsene. Unsere Jungen waren gar nicht wegzubringen! Der Lehrer, der dort war, konnte sogar Deutsch, das heißt, eigentlich war das gar kein Lehrer, sondern ein „diensthabender Instrukteur", wie sie hier sagen. In allen Abteilungen sind Erwachsene, die viel verstehen und die sich mit den Kindern beschäftigen. Sie sind sehr nett und haben sich mit uns unterhalten. Wir haben soviel gefragt, und ich an ihrer Stelle wäre bestimmt ungeduldig geworden, aber sie haben auf alles geantwortet. Na, und die Jungen, die haben vielleicht Fragen gestellt! Der Instrukteur hat uns alles genau erklärt und vieles über die Entwicklung der Technik erzählt. Da wußten wir ja auch einiges, wer das erste Flugzeug konstruiert hat und wer das Radio und wer die erste Nähmaschine und so weiter . . .

Die Kinder hier, die haben es überhaupt besser. Sie lernen nicht nur in der Schule, auch in den Klubs und Pionierhäusern werden besondere Vorträge für sie gehalten. Berühmte Wissenschaftler, Techniker und die besten Arbeiter kommen zu den Kindern und erzählen ihnen von ihrer Tätigkeit. Neulich war

ein bekannter Naturwissenschaftler dort, der hat sogar Versuchspflanzen mitgebracht! Bei uns soll, so sagte Hans Brehme, ähnliches vorbereitet werden. Ach so, das hätte ich beinahe vergessen: Eine Station für Junge Naturforscher gibt es auch in dieser Kinderstadt. Die Kinder haben eigene Versuchspflanzungen, nicht so eine kleine Ecke wie bei uns im Schrebergarten, sondern ein ordentliches Stück Boden. Da züchten sie tolle Dinge, kreuzen Pflanzen und lernen okulieren, kopulieren und pfropfen. Das sind die drei Arten, wie man einen Baum veredeln kann.

Jetzt will ich aber von der Kinderstadt aufhören, sonst denkt Ihr noch, wir sind dort hängengeblieben! Aber das sind wir nicht, obwohl wir nichts dagegen gehabt hätten. Aber ich glaube, liebe Eltern, jetzt muß ich aufhören, denn meine Finger tun weh. Dies ist der längste Brief meines Lebens geworden, und dabei ist er noch nicht einmal fertig. Morgen schreibe ich weiter und hänge noch einen halben Bogen dran.

Gute Nacht wünscht Euch
Eure Ursel

Noch ein halber Brief als Zugabe

Liebe Eltern!

Ich fahre genau dort fort, wo ich gestern abend nicht mehr weiter konnte. Als wir weggehen wollten, merkten wir, daß Gerhard fehlte. Wir suchten ihn überall, und schließlich fanden wir ihn auf der großen Kinderautorennbahn. Ja, die gibt es auch noch! Und viele Sportplätze für Tennis und Volleyball und Krocket und Tischtennis und was weiß ich alles noch. Gerhard konnte sich gar nicht trennen, am liebsten wäre er dageblieben. Aber das andere war dann so schön, ich kann Euch gar nicht sagen wie. Überall mitten im Grünen waren Freilichtbühnen, aufzählen kann ich sie wirklich nicht alle. Hier Akrobaten, dort Tänze und Chöre und Sänger und Sängerinnen! Auf einem großen freien



Mitten in der Stadt liegt der Zoologische Garten: Hier ist der Schwanenteich

Platz sahen wir plötzlich eine Gruppe von Reitern auf prachtvollen Pferden. Acht Frauen und acht Männer, alle einheitlich gekleidet, die Männer in Weiß und die Frauen in Blau. Und die Pferde! Solch schöne Pferde hab ich nur im Zirkus gesehen! Aber das hier war kein Zirkus. Hier wurde Schulreiten geübt und Trab und Galopp, einzeln und paarweise; und das ist Sport, man hat es uns gesagt! Erst dachte ich so bei mir: Solche Angeber! Papa hat mir doch mal erzählt, daß früher die ganz reichen Leute ein Reitpferd hatten und zum Zeitvertreib durch den Tiergarten ritten. Und ich hatte wieder einmal vergessen, daß ich in der Sowjetunion bin. Aber dann erfuhren wir, daß die

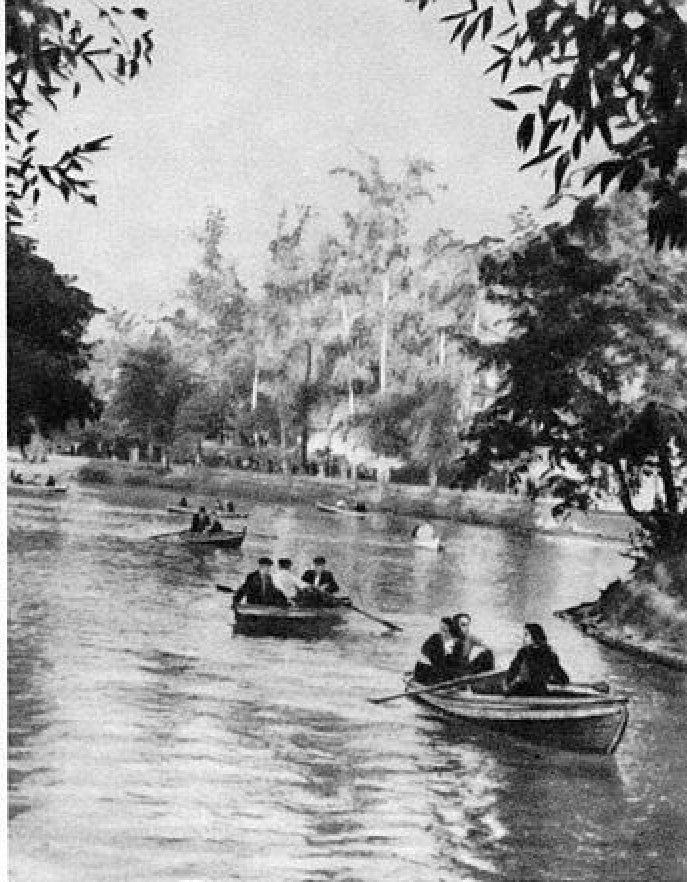
Diese Flugzeugschaukel im Vergnügungsbezirk des Gorki-Parks. Ursel Handke erzählt von ihr: „Man wird an einen Sitz geschnallt und läßt sich durch die Luft schleudern, Kopf nach unten und Beine nach oben“

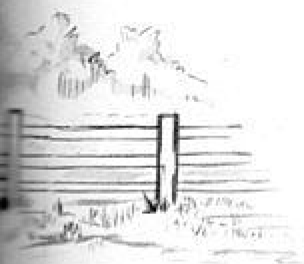
Reiter— haltet Euch mal fest — Arbeiter und Arbeiterinnen sind! Ein Arbeiter-Reitklub. Ob wir den auch bald haben?

Ich sehe, mein Briefanhängsel wird ein Fünftonner-Anhänger, aber wenn ich Euch schon schreibe, sollt Ihr doch wenigstens das Wichtigste wissen. Bloß weiß ich jetzt nicht, was wichtiger ist, das Grüne Theater, in dem 20 000 Zuschauer sitzen können und Opern hören und Ballett sehen, oder der Rummelplatz. Das



ist aber kein Rummelplatz wie bei uns mit Ausrufern und Panoptikum und Klimbim. Nein, alles schöne Sachen, die wir nicht kennen, und keine teure Angelegenheit. Eben kein „Rummel". Zum Beispiel ist da so eine Schleudervorrichtung; ich weiß nicht, wie ich sie Euch beschreiben soll, aber versuchen will ich's. Man wird an einen Sitz geschnallt und läßt sich durch die Luft schleudern, Kopf nach unten und Beine nach oben. Macht riesigen Spaß! Und dann sind da die Holzpferde, die sich um einen Zapfen drehen. Man setzt sich drauf, bekommt eine Stange in die Hand, und nun muß man versuchen, den Partner vom anderen Pferd runterzuwerfen. Wer es schafft, hat gewonnen. Dann gibt es noch eine Luftschaukel, ein Riesenrad mit vielen kleinen Kabinen, und wenn man sich damit hochdrehen läßt, hat







Eine Bootsfahrt auf dem großen Teich im Gorki-Park ist sehr beliebt

man eine großartige Fernsicht über ganz Moskau. Natürlich sind im Park auch all die anderen Sachen, die es bei uns auch gibt: „Haut den Lukas!" und „Lachkabinett" und Buden, wo man mit Ringen und mit Bällen nach Figuren wirft. Selbstverständlich auch Karussells und eine Berg-und-Tal-Bahn.

Will sich jemand von all dem erholen, so geht er ein Stückchen weiter. Da ist ein wunderbarer Park mit Anlagen, und noch ein Stückchen weiter ist ein Wald! Überall gibt es Liegestühle. Cafés sind da und Restaurants, und mit dem Motorboot kann man fahren. Paddelboote werden auch verliehen. Dann gibt es noch ein Eintagserholungsheim, da kommen Arbeiter und Arbeiterinnen für einen Tag hin, erholen sich und gehen dann wieder frisch an ihre Arbeit.

Eigentlich gäbe es noch schrecklich viel zu erzählen, aber ich kann nicht mehr, die Finger tun mir mal wieder weh. Ich merke schon: Schriftstellerei, das wäre nichts für mich! Darum will ich Euch bloß noch sagen, was früher auf dem Gelände war, wo sich jetzt der riesengroße Kulturpark befindet. Ihr werdet es kaum für möglich halten — ein Schuttabladeplatz. Einst wurde der ganze Müll von Moskau hierhergefahren. Und jetzt ist das ein wunderbarer Kulturpark! Dieter hat wieder mal gesagt, das wäre ein „Symbol".

Liebe Mama, lieber Papa, nun möchte ich noch gern wissen, wie Papa seinen Husten losgeworden ist. Ich mache mir immer solche Sorgen! Ihr macht Euch keinen Begriff davon, was hier alles für die Gesundheit der Arbeiter getan wird! Aber Tamara sagt, bei uns wird das auch alles kommen. „Was glaubst du", sagt sie, „wie lange es gedauert hat, bis es bei uns so gut geworden ist? Bei Euch wird es viel schneller gehen, denn jetzt sind wir ja da und viele Völker, die Euch helfen. Uns hat keiner geholfen." Damit hat Tamara sicherlich recht, denn bei uns in der Deutschen Demokratischen Republik ist tatsächlich schon so vieles besser geworden in den letzten Jahren. Mama soll mit der großen Wäsche warten, bis ich komme. Es dauert ja nicht mehr so lange.

Nun seid herzlich gegrüßt und geküßt
von Eurer Ursel

Was unsere Freunde auch sahen, wohin unsere Freunde auch kamen, mit wem unsere Freunde auch sprachen — überall tauchte ein Name auf, voll Liebe, voll Stolz, voll Ehrfurcht genannt: Josef Wissarionowitsch Stalin. Dieser Name ist nicht zu trennen von den großen Geschehnissen im Lande, von dem sich ständig verbessernden Leben jedes einzelnen Menschen, von den gewaltigen Siegen des Aufbaus.

„Heute sehen wir uns die Ausstellung der Geschenke zu Stalins 70. Geburtstag an", sagte Olga Iwanowna eines Tages. Und Borja ergänzte: „Es sind allein siebzehn Säle im Museum für bildende Kunst und noch viele Säle im Revolutionsmuseum, aber alle Geschenke konnten trotzdem nicht ausgestellt werden, so viele sind gekommen."

Es war nicht weit vom Hotel Moskwa bis zum Museum für bildende Kunst. Die Freunde konnten bequem zu Fuß gehen, über den Manegeplatz und vorbei an der schönen, gradlinig gebauten Lenin-Bibliothek.

„So viele Menschen gehen da hinein", sagte Christel verwundert, „und die Ausstellung ist doch gewiß schon seit langem offen, bestimmt schon seit dem Geburtstag oder kurz danach?"

Olga Iwanowna antwortete: „Sie wird auch vorläufig nicht geschlossen, noch viele Menschen werden sie besuchen, denn jeder Sowjetmensch ist glücklich über die Liebe, die nicht nur alle Völker der Sowjetunion, nein, die alle fortschrittlichen Menschen in der ganzen Welt unserem geliebten Freund und Lehrer entgegenbringen und die hier in den Geschenken besonders schön zum Ausdruck kommt."

„Ich habe auch etwas hergeschickt", sagte Dieter und wurde rot, als ihn nun alle ansahen. „Nichts Besonderes", fuhr er hastig fort, „bloß ein Gedicht und eine Zeichnung, ich habe mir große Mühe gegeben, aber . . ."

„Du hast Stalin ein Gedicht geschickt?" fragte Tamara und strahlte über das ganze Gesicht.

„Du hast ganz allein geschrieben?" Gerhard wunderte sich. „Wir haben in der Schule gemeinsam einen Glückwunschbrief verfaßt."
„In unserer Klasse haben wir Zeichnungen gemacht und auch Bastelarbeiten, eine ganz große Schachtel", meldete sich nun Fritz. „Aber so gut waren die Sachen bestimmt nicht, daß man sie ausstellen könnte, obwohl wir uns alle sehr angestrengt haben."
„Es kam beim Auswählen der Geschenke bestimmt nicht nur auf die Güte, sondern auch auf die Liebe an, mit der die Geschenke gemacht worden sind", tröstete Wanja, der sowjetische Pionierleiter.
Und wirklich, die Liebe der Schenkenden sprach aus den größten wie aus den kleinsten Geschenken.



Eine kostbare handgeschliffene Kristallvase



Bilder, Teppiche, geschnitzte Schachfiguren, Maschinenmodelle — hier ein kunstvoll nachgebildeter Oberleitungsbus

49 Millionen Knoten

„Kinder, nein so was!" Ursel Handke staunte, als unsere Freunde die breite Treppe hinaufgekommen waren und im Flur einen Riesenteppich erblickten, der die ganze Wand bedeckte. Die Zahl siebzig, erfuhren sie, die Geburtstagszahl, hatte bei der Herstellung des Teppichs eine große Rolle gespielt. Der Teppich war siebzig Quadratmeter groß, siebzig Menschen hatten daran acht Monate lang in zwei Schichten gearbeitet, aus siebzig Knoten bestand jeder Quadratzentimeter. Im ganzen aber hatte der Teppich neunundvierzig Millionen Knoten, die in sechshundert verschiedenen Farbtönen leuchteten.
„Als wir im vorigen Jahr in Quedlinburg im Harz waren", berichtete Dieter, „haben wir im Dom auch einen Wandteppich gesehen, den hat irgendeine

Äbtissin in vielen, vielen Jahren mit all ihren zahlreichen Nonnen angefertigt, damals galt er als riesengroß und hatte nur zwei Millionen Knoten. Und dieser hat neunundvierzig Millionen!"
Ursel mußte lachen und sagte: „Du mit deiner alten Äbtissin!" Aber Christel meinte, daß dieser Vergleich doch sehr interessant sei, und die anderen pflichteten ihr bei.

Wer kennt die Völker — nennt die Namen?

Nun aber kamen unsere Freunde in die verschiedenen Säle. Immer wieder stieß einer den anderen an und machte ihn auf etwas besonders Schönes aufmerksam. Zum Schluß konnten sie sich nicht darüber einig werden, was denn nun am allerschönsten gewesen sei. Beinahe hätten sie sich gestritten.
Da waren zunächst die Geschenke der vielen sowjetischen Völker, Völker, welche die Kinder teilweise nicht einmal dem Namen nach kannten. „Ich werde mir jetzt aber zu Hause einen Atlas nehmen und Geographie büffeln", sagte Dieter seufzend. Und die anderen nickten zustimmend. Da hatten die Völker aus dem Hohen Norden wunderschöne, aus Edelholz geschnitzte Menschen, Elche und Bären geschickt. Die Jakuten hatten Tiere aus Mammutknochen angefertigt, so lebensecht, daß man glaubte, sie greifen zu können. Auch ein Schachspiel, dessen Figuren Gestalten aus einem alten jakutischen Volksepos darstellten, hatten sie aus Mammutknochen geschnitzt. Kleine Fischer und Jäger aus karelischer Birke gab es zu sehen, denn die Menschen in diesen nördlichen Gebieten leben hauptsächlich vom Fischfang und von der Jagd. Doch neben diesen Figuren gab es auch einen geschnitzten Bergmann, und das ist bei diesem Volk etwas ganz Neues; denn früher kannte man dort keinen Bergbau, heute aber gehört er mit zum Leben.

Ein Globus, der sich drehte und zugleich ein Bücherschrank war, erregte die Bewunderung der Kinder. Die Tschuwaschen hatten ihn geschickt. Er enthielt die Werke Lenins und Stalins in tschuwaschischer Sprache.

„Was das bedeutet", sagte Hans Brehme, der Pionierleiter, „könnt ihr euch nur vorstellen, wenn ihr wißt, daß das tschuwaschische Volk, wie viele der vom Zarismus unterdrückten Völker, früher keine eigene Schriftsprache hatte. Heute haben sie alle ihre eigene Schrift, ihre eigenen Schulen, ihre eigene Kultur. Das alles hat ihnen die Stalinsche Nationalitätenpolitik gegeben."

Geschenk um Geschenk, Volk um Volk! Dieter schrieb eifrig in sein Notizbuch: „Komi-Jäger: Pelze; Dagestan: Gold, Silber . . ."

Aber waren all diese wunderbaren Sachen denn in Stichworten wiederzugeben? Was sagt es zum Beispiel, daß das Werk Kaliber in Moskau ein wunderschönes Kästchen geschickt hatte? Was dieses Kästchen enthält — das ist wichtig. Es enthält den Bericht des Werks, wie der erste Fünfjahrplan in drei Jahren und sieben Monaten erfüllt wurde. Was nützt es zu wissen, daß das Elektrowerk eine Lampe geschenkt hat, die schön in ihrer schlichten Form ist, und in deren Schirm sich das Licht spiralenförmig hochzieht? Interessant wird es erst, wenn man erfährt, daß diese Lampe von einem Altersgenossen Stalins, einem siebzigjährigen Meister des Werks, eigenhändig gearbeitet wurde. Und die vielen, vielen Stalinbilder! Jedes erhält seinen besonderen Wert, wenn man weiß, daß dieses hier von den Eisenbahnarbeitern Stalingrads aus ungefärbten Teeblättern gefertigt wurde, jenes von den Arbeiterinnen einer Wäschefabrik auf der Nähmaschine gestickt und das dritte von den Schülerinnen einer 7. Klasse aus Seide aufgenäht, das vierte von Bauern aus dem Dshershinski-Bezirk aus Getreidekörnern zusammengestellt, das fünfte von dreizehn Schülern aus dem Magilowski-Gebiet aus 150 000 verschieden gefärbten Baumstückchen zusammengesetzt wurde! Welche Fülle von Liebe verbirgt sich in jedem Nadelstich, in jedem Teeblättchen, in jedem Getreidekorn, in jedem Baumstückchen.



Simbas shembullit të Bashkimit Sovjetik dhe me emnin e Stalinit të Madh në gojë, populli i jonë luftoj për çlirimin e Atdheut të tij dhe për Pushtetin Popullor.
Kjo pjesë e kursit të shkurtun të Historisë së P.K. (b) të BRSS e shtypun në ilegalitet dhe e çpuar prej plumbit t'armikut në gjoksin e nji partizani hero të Divizjonit parë t'Ushtrisë Nacional-Çlirimtare të Shqipërisë, që u vra në luftimet për çlirimin e Tiranës, le të jetë simboli i dashurisë së thellë të popullit t'onë për Bashkimin Sovjetik, për Partin Bolshevike dhe për Stalinin e Madh.
Në emër të Popullit Shqiptar ia dhurojmë Stalinit të Madh.

Maj 1947 — Delegacioni Shqiptar

Ein Band Geschichte KPdSU (B), den albanische Partisanen während ihres Befreiungskampfes bei sich trugen

Dieter macht keine Notizen mehr

„Das kannst du doch nicht alles wiedergeben", sagte Christel Gebhard und lächelte Dieter freundlich zu, „klapp dein Notizbuch ruhig zu, dann wirst du besser sehen und hören, und später kannst du bestimmt auch das Wichtigste besser erzählen."
Dieter überlegte einen Augenblick, und als er merkte, daß Christel es gut meinte und ihn keinesfalls necken wollte, nickte er. „Vielleicht hast du recht, mitunter ist das Notizbuch sehr gut, aber hier . . . ?" Von nun an war er immer dicht neben Olga Iwanowna, die übersetzte, was ihre Begleiterin erzählte. Die andern Freunde blieben manchmal zurück, weil sie immer wieder etwas besonders Interessantes entdeckten.

Eine Motorradfabrik hatte ein Modell geschickt, und von dem konnte Fritz Peters sich einfach nicht losreißen. Denn das Maschinchen war in allem und jedem genau wie ein großes Motorrad gearbeitet — ein herrliches „Spielzeug"! Gerhard wieder trennte sich nur schwer von dem im Verhältnis 1 : 5 hergestellten Modell eines „SIS 110", das die Stalin-Autofabrik geschenkt hatte.
Christel begeisterte sich an Kristallrosen von Pensa und an bezaubernden Vasen aus Archangelsk, Vasen mit Filigranarbeiten, die wie aus zartesten Spitzen gewirkt aussahen. Schöne, in Holz eingelegte Arbeiten aus Murmansk gab es, und Olga Iwanowna erklärte ihnen, das seien Intarsien. Ein Eisbrecher-Modell aus Murmansk wurde von allen bestaunt und bewundert. Ein Wunderwerk war auch der Säbel aus Kabarda: In seine Scheide waren mit Gold, Silber und Elfenbein Bilder aus dem Leben Stalins kunstvoll eingearbeitet. Ursel rief in heller Begeisterung: „Das sind aber Künstler!"

Ein Wunder der Technik

Plötzlich aber ging keiner mehr weiter. Da stand das Modell eines schreitenden Baggers. Und es stand nicht nur so da, stumm und steif, nein, das Modell bewegte sich genauso wie ein richtiger großer Bagger. Sie hatten schon viel von dem schreitenden Bagger gehört. Aber selber sehen und zugucken, wie er funktioniert, das ist etwas ganz anderes. „Uralmasch" (das Uralmaschinenwerk) hatte dieses Modell geschickt. Dort wurden viele, viele solcher Bagger hergestellt.
„Schagajustschi Exkavator" nannte die Führerin diesen Bagger.
Dieter erklärte sofort: „Das kommt von Schag, und Schag heißt Schritt." Und Fritz klopfte ihm dazu anerkennend auf die Schulter. „Dieser Bagger", erklärte die Begleiterin weiter, „vollbringt die Leistung von 1200 Erdarbeitern, braucht aber nur vier bis fünf Mann zu seiner Bedienung. Er hebt mit einem

Griff zehn bis vierzehn Kubikmeter Erde — das sind dreißig Tonnen."

„Wenn ihr euch vorstellt, daß eine Tonne Kohlen hundert Säcke füllt, dann könnt ihr euch von der Menge eine ungefähre Vorstellung machen", sagte Hans Brehme.

„Das Greifen, Drehen und Ausschütten", erfuhren unsere Freunde weiter, „dauert jedesmal nur fünfundfünfzig Sekunden."

Neben dem Modell des Baggers stand, in richtigem Verhältnis, das Modell eines Lastwagens — er wirkte daneben wie ein Kinderspielzeug.

Saal folgte auf Saal. Die Leningrader Glasfabrik hatte eine drei Meter hohe, 1200 Kilo schwere Vase geschickt, auf der die Wappen der sechzehn Republiken dargestellt waren; das Stalingrader Traktorenwerk, ein maßstabgerechtes Traktorenmodell und eine Waldpflanzmaschine, die heute schon wieder in Serien hergestellt werden, obwohl Stalingrad während des Krieges völlig zerstört worden war. Die Ukraine kam mit Nationalkostümen, Moldawia, Turkmenien und Usbekistan mit Teppichen, Taschkent mit Baumwolle und prächtigen Geweben. Die Geologen aus Kirgisien hatten die Schätze ihres Landes geschickt: Gold, Petroleum, Steinkohle, Granit, Gips, Schwefel.

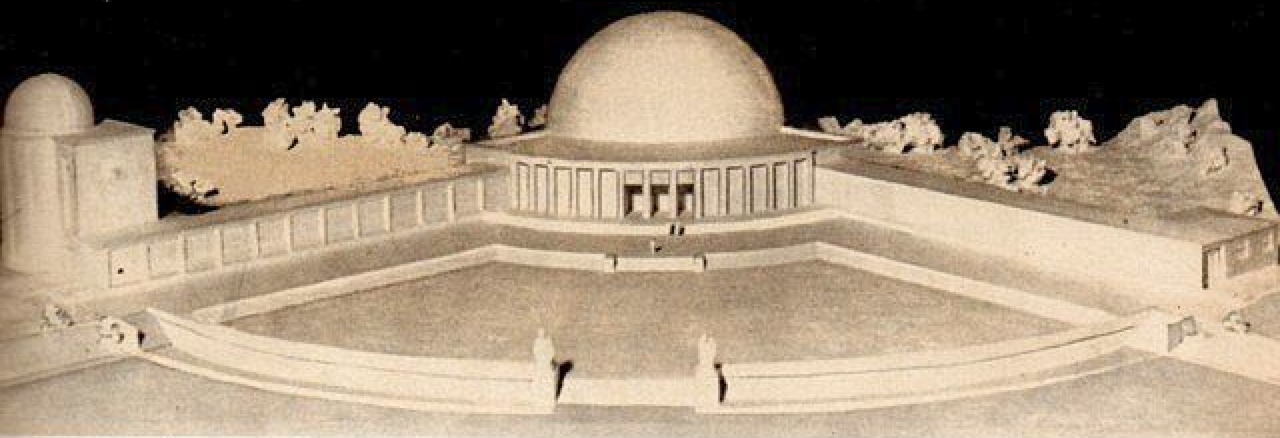
Ein Millionärkolchos aus Stalinabad hatte seine nach Mitschurinscher Art gezüchteten Getreidesorten gesandt. Die sollten sagen: „Hiermit wurden wir zu Millionären."

Unmöglich, all die Völker, all die Namen zu nennen, all die Geschenke auch nur aufzuzählen.

Das würde Seiten über Seiten füllen.

Dieser prachtvolle chinesische Becher, aus Silber getrieben, ist ein Geschenk chinesischer Freunde aus der Gegend von Chun-Dschun





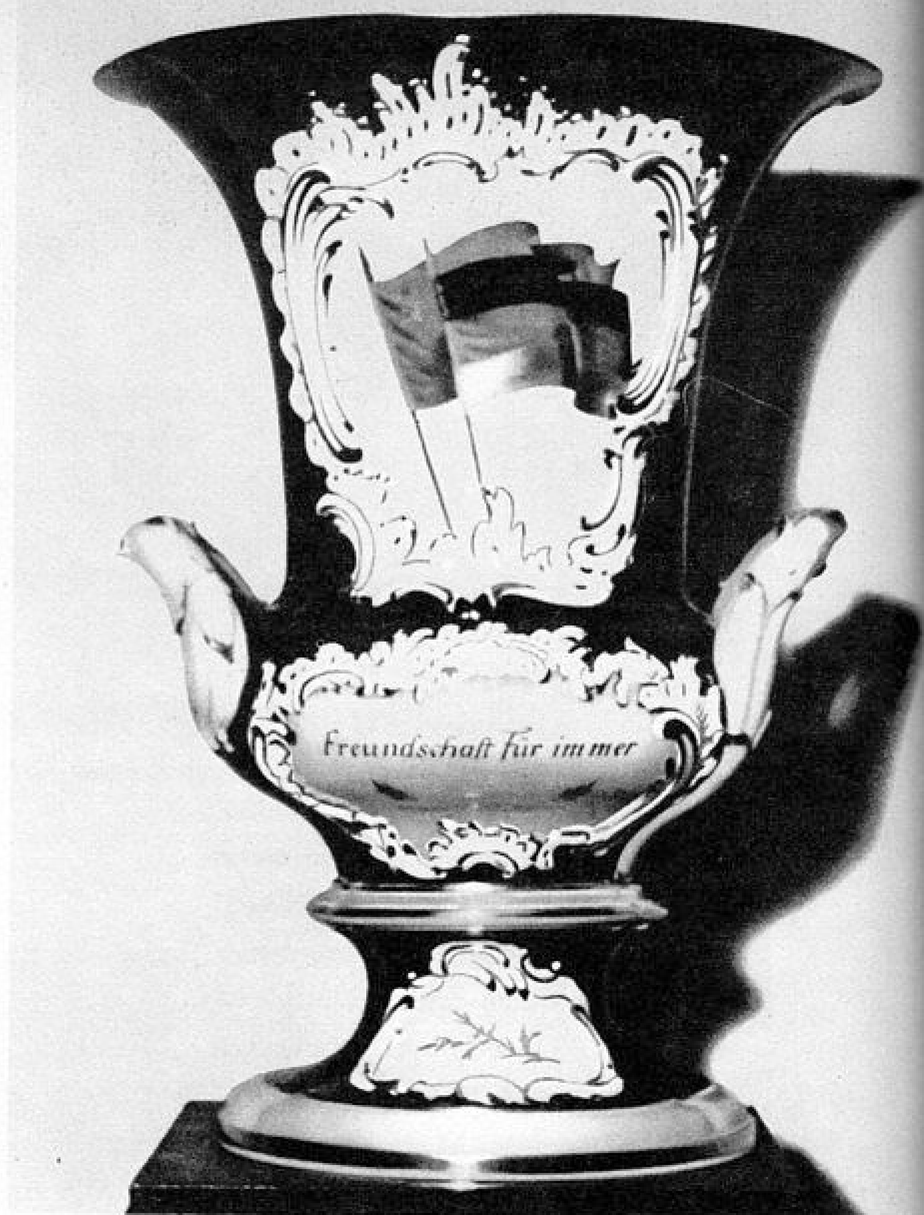
Das Modell des Planetariums, das in Moskau als Geschenk der Deutschen Demokratischen Republik erbaut wird

Dieter und Fritz entdecken etwas, und alle freuen sich sehr

Aber nicht nur die Völker der Sowjetunion, sondern auch Menschen aus einundvierzig anderen Ländern hatten Stalin, dem Führer der Weltfriedensfront, auf die verschiedenste Art ihre Liebe gezeigt. Alle ihre Geschenke, mit Ausnahme derjenigen aus Amerika, waren auch angekommen.

Unsere Freunde hatten es allmählich aufgegeben, ihren Beifall, ihr Entzücken, ihre Begeisterung laut zu äußern. Es war gar zu viel, was sie sahen und erlebten. Doch als sie dann die Geburtstagsgrüße aus ihrem deutschen Vaterland entdeckten, konnten sie nicht an sich halten, wieder und immer wieder unterbrachen Ausrufe und Fragen die Erklärungen ihrer Begleiterin. Da war eine Fahne — die Fahne des „Rotfrontkämpferbundes" in Bayreuth. Freunde hatten sie durch all die Jahre des Faschismus heimlich aufgehoben und jetzt ihrem großen Vorbild, dem Genossen Stalin, zum Geburtstag geschenkt. Sollten die Pioniere sich nicht wundern und freuen, als sie plötzlich Geschenke aus Hamburg und Bremen und Lübeck und Nürnberg und vielen, vielen Städten des

„Freundschaft für immer!"
lesen wir
auf dieser Vase,
die ebenfalls
ein Geburtstagsgeschenk ist,
das die Regierung
der Deutschen
Demokratischen Republik
an ihren großen
Lehrmeister
und Freund
sandte



abgespaltenen Westdeutschland sahen? Daß es aus der Deutschen Demokratischen Republik viele Geschenke gab, darüber staunten sie nicht, daran waren sie ja selbst beteiligt. Da hatten Schüler zwei kleine Modelle, einen Sowjetpanzer und einen Traktor, gebaut; zu dem Panzer hatten sie geschrieben: „Er befreite Deutschland vom Faschismus", zu dem Traktor: „Er hilft Deutschland beim Aufbau".

Aber da waren auch wunderschöne Tierfiguren aus altem Meißner Porzellan und Briefe und Dokumente von Thomas Müntzer, dem großen Führer aus dem deutschen Bauernkrieg — das Geschenk der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik. Da lagen viele, viele Bücher mit Glückwünschen

und Unterschriften von zwei Millionen jungen Deutschen. Plötzlich — unter vielen Arbeiten und Geschenken von deutschen Schülern — entdeckte Dieter auch sein Gedicht! Daß man das ausgestellt hatte! Dieter hätte vor Freude und Aufregung beinahe geweint.
Alle seine Freunde freuten sich mit ihm und waren stolz, und als Fritz Peters in einer ganz anderen Ecke auch die Bastelarbeiten seiner Klasse erspähte, da waren sie kaum mehr zu halten vor lauter Freude.
Bloß Gerhard war ein bißchen enttäuscht — er konnte die Arbeiten seiner Schule nicht entdecken. Christel tröstete ihn: „Na, alles konnten sie doch unmöglich ausstellen. Soviel Platz gibt's ja gar nicht!"
Drei Stunden hatten sie schon in der Ausstellung verbracht. Olga Iwanowna drängte; wenigstens die Säle wollte sie den Freunden noch zeigen, in denen die Geschenke aus den Volksdemokratien Ungarn, Polen, der Tschechoslowakei, Rumänien, Bulgarien, Albanien, aus Vietnam, Korea und China ausgestellt waren. Aus den Gaben dieser Völker sprach immer wieder der Dank an das Land, das ihnen den Weg gewiesen hatte, auf dessen Erfahrungen sie aufbauen konnten und dessen Hilfe ihre Entwicklung ermöglicht hatte. Und der Dank an das Land drückte sich aus in dem Dank an Josef Wissarionowitsch Stalin.

Ihm gehört das Herz der Kinder

Im tschechoslowakischen Saal lag zwischen kostbaren Geschenken der Glückwunsch eines kleinen Mädchens aus Brno. Es hatte geschrieben: „Ich bin erst neun Jahre alt und schicke Dir zwei Herzen, ein gesticktes und meins."
Das Kind hatte es selbst aufgezeichnet und mit etwas ungeschickten Kreuzstichen in mühsamer Arbeit ausgestickt.
„Schön . . .", sagte Christel leise, und die anderen wußten einen Augenblick lang nicht, was sie sagen sollten. Alle waren stark beeindruckt. Dieter hatte

sich die Worte des Kindes notiert. Endlich sagte Ursel Handke, aber es klang diesmal gar nicht so burschikos wie sonst: „Alle Herzen gehören ihm, und meines auch . . ."

Hans Brehme nickte ihr freundlich zu und sagte: „Ich hab's ja immer gewußt, daß du das Herz auf dem rechten Fleck hast." Da war der Bann gebrochen, und als nun alle Ursel zulachten, fügte er hinzu: „Ja, ja, ihr auch, ihr auch!"

Und wohin heute?

Jeden Morgen stellte Olga Iwanowna diese Frage und machte Vorschläge, was man noch alles besichtigen könnte. Jedesmal entstand dann ein riesiges Hallo, denn einige wollten lieber dies und andere das sehen. Aber zum Schluß einigte man sich stets, denn die Mehrheit entschied natürlich.

So hatte man sich eines Morgens auf das Zentralhaus der Pioniere geeinigt. Christel wäre zwar noch lieber in das Kindertheater gegangen, wo gerade das Stück „Schneeball" aufgeführt wurde. Sie hatte es schon einmal in Berlin im Theater der Freundschaft gesehen und wollte nun gern wissen, wie das gleiche Stück in Moskau aufgeführt wird. Gerhard wäre gern in ein Kinderkino gegangen; zu bestimmten Stunden werden in allen Kinotheatern nur Filme für Kinder gespielt. Es gibt wunderschöne Kinderfilme. Vor der Vorstellung unterhalten sich Erzieher mit den jungen Besuchern über das, was sie sehen werden, und erklären ihnen manches, was sie sonst vielleicht nicht verstanden hätten.

Da sich die Mehrheit aber nun einmal für das Pionierhaus entschieden hatte, ging man dorthin, und Christel und Gerhard freuten sich ebenso darauf wie die anderen.

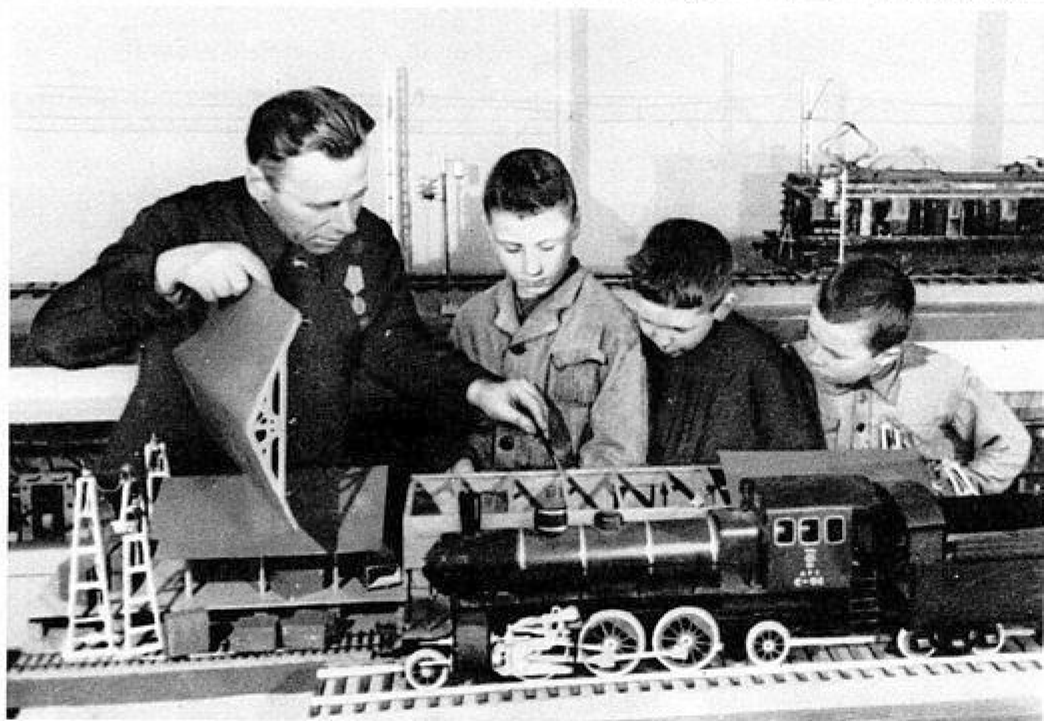
Aber als sie im Zentralhaus der Pioniere ankamen, schauten sie sich verwundert um. Das Haus war fast leer, nur wenige Pioniere waren da. Unsere Freunde erfuhren, daß fast alle Kinder und Erzieher in den Pionierpark von Krasnaja Presnja gegangen waren. Dort wurde nämlich ein Fest veranstaltet. Ob sich die deutschen Pioniere dieses Fest nicht ansehen wollten, fragte man sie.
Und ob sie das wollten! Dieter erkundigte sich gleich, was für ein Fest das eigentlich sei; und Ursel schrie: „Ich bin bei jedem Fest dabei!" Hans Brehme lachte und sagte: „Bist eben eine waschechte Berlinerin."
Zuerst aber wollten sie sich das Zentralhaus der Pioniere wenigstens ansehen, und so führte Olga Iwanowna die Kinder durch das Haus, das heißt, eigentlich waren es zwei Häuser.
So verlassen, wie es im ersten Augenblick aussah, war das Pionierhaus übrigens nicht. Sie trafen in den verschiedenen Zirkeln noch eine ganze Anzahl Kinder. Anfangs beabsichtigten sie, überall nur durchzugehen und sich nicht lange aufzuhalten, weil sie bald nach Krasnaja Presnja weiterfahren wollten. Aber konnte man vorbeigehen, ohne sich aufzuhalten, wenn es so erstaunliche Dinge zu sehen gab?
In dem einen Gebäude waren die technischen Kabinette und Laboratorien untergebracht.
Die Jungen — und natürlich auch die Mädchen — waren ganz aus dem Häuschen. Im Eisenbahn-Laboratorium, in das sie zuerst kamen, war das große Modell einer Metro-Station mit richtigen elektrischen Zügen aufgebaut. Alles funktionierte wie bei der großen Moskauer Metro. Auch Modelle von Dampflokomotiven gab es, und im Kraft-Laboratorium standen zahlreiche Modelle von Elektrizitätswerken, von Motoren, Kompressoren, Scheinwerfern und von vielem anderen. „Damit spielen die Kinder nicht nur", erklärte einer der Pädagogen, „hier lernen sie auch, denn alles, was ihr hier seht, sind technisch getreue Wiedergaben der großen Maschinen und Apparate."

Fritz Peters wäre am liebsten überhaupt nicht mehr weitergegangen. Erst als ihm der Lehrer sagte, er könne doch ein anderes Mal wiederkommen, riß er sich schweren Herzens los.

In dem gleichen Haus befanden sich noch ein chemisches Laboratorium, ein Laboratorium für Fotoarbeiten und Kinematografie, ein Wasser-



Diese Schüler verbringen ihre Freizeit in der technischen Abteilung des Zentralhauses der Pioniere. Oben sehen wir sie an einem bis in alle Einzelheiten stimmenden Modell eines U-Bahn-Wagens; unten erklärt ein Pädagoge den Bau und die Arbeitsweise einer Lokomotive





Hier wird im Pionierpalast mit einem Kolchos gespielt, wo alles elektrifiziert ist. Die Eltern dieser Kinder arbeiten im Kugellagerwerk

transport-Kabinett und viele Werkstätten für die Anfertigung von Flugzeugmodellen, von Schiffen und Segelbooten. Eine Schlosserei und eine mechanische Werkstatt ergänzten die Bastelwerkstätten.

Dann gingen sie in das andere Gebäude. Hier gab es keine Laboratorien und Bastelräume, aber deshalb war es nicht etwa weniger interessant. Zuerst kamen sie in das Kabinett für Geschichte. Dort hing eine große bunte Karte an der Wand, der Generalplan der Rekonstruktion Moskaus.

„Was heißt denn Rekonstruktion?" wollte Ursel wissen.

Hans Brehme erklärte ihr, daß Rekonstruktion ganz allgemein Wiederaufbau oder, wie in diesem Fall, Umbau und Neubau Moskaus bedeute, und wies auf die vielen beweglichen Modelle, Karten und Fotografien, die die Stadt in der Vergangenheit und Gegenwart zeigten.



Da möchte man doch gleich mitmachen!

In dem Kabinett für Geographie gab es natürlich viele Wandkarten von der ganzen UdSSR, aber auch von anderen Ländern. Eine besonders interessante Karte zeigte sehr übersichtlich die Wege der großen Entdeckungsfahrten und Expeditionen, von Christoph Columbus bis zur Fahrt des berühmten Eisbrechers „Tscheljuskin". „Wenn man das alles hier sieht, fällt einem wirklich die Wahl schwer, was man werden möchte", sagte Fritz Peters seufzend.
Hans Brehme nickte. „In einem sozialistischen Land kann man alles werden, was man will. Der Sowjetstaat gibt seinen Kindern jede Möglichkeit, zu lernen und zu studieren, und er gibt ihnen auch Stipendien. Aber das werdet ihr alles noch hören, wenn wir die neue Universität besichtigen."
Aber Olga Iwanowna drängte zur Eile. Sie meinte, daß man von nun an wirklich nur durchgehen solle, denn die Zeit sei zu knapp. Deshalb konnten sich unsere Freunde in dem schönen Theater nicht so gründlich umsehen, wie sie es gern getan hätten. Sie erfuhren, daß 650 Personen hier Platz haben, daß auch Puppenspiele vorgeführt würden und daß der Saal eine eigene Tonfilm-Apparatur besitze.

Auch für die Bildhauer-, Maler- und Zeichenstudios hatten sie nicht viel Zeit. Schnell schauten sie noch in die Bibliothek und in den Lesesaal, in die Spielzimmer mit Dame-, Schach- und Halmaspielen, in die Zimmer für die Kleineren, in denen es die verschiedensten Spielsachen gab, und in den Wintergarten mit seinen tropischen Pflanzen und einer kleinen Grotte.

Im Vorübergehen konnten die Kinder feststellen, wie schön und freundlich alle Räume waren; die Zimmer der Kleinen sahen besonders lustig aus mit ihren vielen bunten Märchen- und Tierbildern. Aber auch die Zimmer für die Größeren hatten reichen Bildschmuck. Formschöne, helle Möbel gab es und viele, viele Blumen überall.





Wird es klappen? Im Kindertechnikum werden eifrigst Versuche aller Art gemacht

„Kto eto?" (Wer ist das?) — dieses und zahlreiche andere Gesellschaftsspiele gibt es in jedem Pionierhaus und selbstverständlich auch im Moskauer Zentralhaus der Pioniere

„Nun aber zu dem Wagen!" sagte Olga Iwanowna, als sie endlich alles gesehen hatten. Aber Tamara widersetzte sich. „O nein, ihr müßt unbedingt noch unseren Garten sehen!"

Und Borja unterstützte sie: „Ja, Freunde, der Garten gehört unbedingt dazu." Also besichtigten sie auch noch den Garten mit seinen verschiedenen Sportplätzen für Tennis- und Volleyball und Fußball und das Treibhaus und die „Zoologische Ecke". Leider fehlten heute einige Tiere, sagte man ihnen, aber die würden sie in Krasnaja Presnja sehen. Schließlich bewunderten sie noch das Freilichttheater, das in der Art eines griechischen Tempels erbaut war. Sechshundert Zuschauer hatten dort Platz.

„Kommen denn die Kinder von ganz Moskau hierher?" wollte Gerhard wissen.

Der Lehrer lächelte, als Olga Iwanowna ihm diese Frage übersetzte, und erklärte: „In Moskau gibt es sehr viele Pionierhäuser, jeder Stadtbezirk hat eins, und sie sind oft nicht schlechter als dieses. Dies ist nur das Zentrale Pionierhaus, in dem vieles zusammengefaßt wird."

„Ach, hier müßte man sein", sagte Dieter seufzend.

Aber Fritz Peters schüttelte den Kopf. „Gewiß, hier ist es wunder-



Im Musikzirkel lernt man auch Akkordeon spielen; es gibt eine ausgezeichnete Akkordeongruppe. Ljusja und Nina sind Kinder von Webern aus der großen Textilfabrik



bar; aber wir haben doch in Berlin-Lichtenberg auch unser großartiges Pionierhaus, und wenn es bei uns in dem Tempo mit dem Aufbau weitergeht wie jetzt oder vielleicht noch schneller, dann werden wir sicher auch bald mehr bekommen." — „So ist's richtig." Olga Iwanowna lächelte. „Nun aber schnell, damit wir in Krasnaja Presnja noch etwas von dem Fest zu sehen bekommen."

Nicht anders als die Großen! Eine vollständige Rundfunkstation lockt den künftigen Fachmann

Lernend spielen — spielend lernen! Junge Seefahrer bei praktischen Übungen, die genau wie auf einem richtigen Schiff durchgeführt werden

„Jetzt fahren wir in einen der größten Arbeiterbezirke", sagte Olga Iwanowna, als sie im Auto saßen.

„Gibt es in Moskau denn noch Arbeiterbezirke?" Fritz Peters wunderte sich. „Ich habe gedacht, in der Sowjetunion . . ." Aber mitten im Satz wurde er verlegen und schwieg. Hans Brehme mußte lachen. „Du meinst, du hast einen Fehler entdeckt? Nein, nein, mein Freund, aber ich werde lieber Olga Iwanowna sprechen lassen, sie kann dir besser von ihrer Stadt erzählen."

„Er hat ganz recht, so zu fragen", sagte Olga Iwanowna. „Ihr sollt immer fragen, wenn euch etwas auffällt oder wenn ihr etwas nicht begreifen könnt. Mit dem Arbeiterbezirk ist das so: In den kapitalistischen Ländern versteht man unter ‚Arbeiterbezirk' etwas Graues, Schmutziges, Häßliches. Man denkt

Ein Blick in die Sternenwelt. Das Zentralhaus der Pioniere besitzt sogar ein eigenes, gut ausgerüstetes Planetarium





Großbetriebe
und Fabriken haben
eigene Pionierhäuser.
Diese Jungen Naturforscher beispielsweise
treffen wir im
Palast der Kultur
des Stalin-Autowerks



Spielzimmer
in einem der vielen
Moskauer
Kinderhäuser,
wo jedes Kind
seinen besonderen
Neigungen
nachgehen kann



Frühstück
im Eßzimmer
des Kinderhauses
„Komarow",
das von dem
verstorbenen
Präsidenten
der Akademie
der Wissenschaften
gegründet
und nach ihm
benannt wurde

an Mietskasernen, wo die Menschen zusammengepfercht hausen, an schlechte Restaurants ..."

„Kneipen", unterbrach Gerhard sie unwillkürlich.

„Kneipen nennt man das bei euch? Nun, ihr wißt, was ich meine. So war es bei uns im Zarismus, und so war es bestimmt auch bei euch. Nur bei uns ist das schon lange her, und bei euch wird das jetzt geändert; darum wißt ihr es, während es sich unsere Kinder heute nicht mehr vorstellen können. Solche Arbeiterbezirke gibt es bei uns schon lange nicht mehr. Überall, in unserer ganzen Stadt, wohnen Arbeiter; im Zentrum, auf den Ringen, auf den Boulevards, wo früher nur reiche Leute lebten, im Osten und Westen, im Norden und Süden. Im Gegenteil, in den vielen schönen neuen Häusern, die ihr gesehen habt, in den modernsten Wohnblocks, in den besten Wohnungen wohnen heute hauptsächlich Arbeiter."

Und hier die Kleinsten. Märchenstunde am Kamin in der Kinderkrippe der Fabrik „Befreite Arbeit"



Olga Iwanowna sah die fragenden Augen der jungen Freunde und fuhr fort: „Warum wir Krasnaja Presnja trotzdem Arbeiterbezirk nennen? Nicht, weil es dort in irgendeiner Weise schlechter aussieht als in anderen Bezirken. Nun, ihr werdet es ja gleich sehen. Von den alten Häusern und Arbeiterkasernen steht kaum noch etwas, freundliche, helle Wohnblocks mit schönen Läden und Caféhäusern, mit gepflegten Restaurants, Lichtspielhäusern und Parkanlagen sind statt dessen entstanden. Aber trotzdem nennen die Bewohner von Krasnaja Presnja ihren Bezirk mit Stolz einen Arbeiterbezirk. Das ist ein Ehrenname."

Heldenhafte Vergangenheit — ehrenvolle Gegenwart

„Erzählen Sie!" baten die Kinder.

Und Olga Iwanowna erzählte: „In Krasnaja Presnja gab es schon unter dem Zarismus große Fabriken. Die größte war die Textilfabrik ‚Trechgornaja Manufaktura'. Ende des 18. Jahrhunderts ist sie erbaut worden.

In Krasnaja Presnja waren auch die Kämpfe der Arbeiter gegen den Zarismus besonders heftig. Schon 1905 bildeten die Kampfabteilungen der damaligen Möbelfabrik Schmidt und der Textilfabrik ‚Trechgornaja Manufaktura' die Hauptkräfte der Revolution. Die Möbelfabrik ist 1905 durch Artilleriefeuer zerstört worden, an ihrer Stelle befindet sich heute ein Park mit einem Denkmal für die Arbeiter, die während der Revolution gefallen sind. Aber nicht nur dieser Park und dieses Denkmal, nein, viele, viele Straßen und Plätze erinnern an die Kämpfe, die hier stattgefunden haben. Die Drushnikowskaja uliza ist die Straße der bewaffneten Arbeiterabteilungen, die Most 1905 goda ist die Brücke des Jahres 1905. Die Arbeiter der ‚Trechgornaja Manufaktura' haben damals viele Genossen verloren. Zu ihrem Gedenken wurde 1923 eine marmorne Tafel errichtet, auf der die Worte stehen: ‚Ihr habt als erste das

Schachwettspiel im Freien.
In den Pionierparks,
in den vielen Pionierlagern wird,
wenn es das Wetter
nur irgend zuläßt,
möglichst viel
im Freien gespielt.
Denn der Moskauer Sommer
ist kürzer als unserer,
und da will man
die Luft und Wärme
richtig auskosten



Banner des Aufstands erhoben! Wir trugen es bis zur Diktatur des Proletariats. Wir schwören, es bis zum Triumph des Kommunismus in der ganzen Welt weiterzutragen!"

„Sowohl im Jahre 1905", fuhr Olga Iwanowna fort, „als auch während der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution stand Krasnaja Presnja an erster Stelle. Im Oktober 1917 war hier der Sitz des revolutionären Militärkomitees von Presnja, und von hier aus begann auch die Offensive der Rotgardisten vom Presnja-Bezirk auf das Stadtzentrum. Begreift ihr jetzt, warum die Bewohner von Krasnaja Presnja ihren Bezirk stolz einen Arbeiterbezirk nennen?"

„Ja, jetzt begreife ich es", sagte Fritz Peters. „Aber Sie sagten, die Möbelfabrik Schmidt sei damals zerstört worden. Was ist denn aus der großen Textilfabrik geworden?"
„Die ‚Trechgornaja Manufaktura'", Olga Iwanowna lächelte, „ist heute keine Fabrik mehr, sondern ein riesiges Textilkombinat! Nachdem die Arbeiter den damaligen Besitzer Prochorow davongejagt und die Fabrik selbst übernommen hatten, wurde die veraltete Ausrüstung des Betriebes durch eine neue, moderne ersetzt. Ein großes Wärmekraftwerk wurde erbaut. Die Leistungsfähigkeit der Fabrik hat sich immer mehr gesteigert, und damit haben sich natürlich auch die Lebensverhältnisse der Arbeiter verbessert.
Die Arbeiter und Arbeiterinnen der ‚Trechgornaja' haben ihre eigenen schönen Wohnblocks. Sie verfügen über Kinderkrippen für die ganz Kleinen, über Kindergärten für die Größeren, und für den Sommer gibt es eigene Kinderkolonien außerhalb der Stadt.
Zu der Siedlung gehört noch eine moderne Waschanstalt, ein gutes Restaurant, eine eigene Schule, ein Klub für die Erwachsenen, ein Klub für die Kinder und ein schöner Park."
„Und außerdem haben sie noch eine große Bibliothek, ein eigenes Theater und ein Sportstadion", ergänzte Tamara.
„Allerhand!" Ursel wunderte sich. „Das ist ja eine kleine Stadt für sich."
„Ist es auch", bekräftigte Olga Iwanowna, „aber hier sind wir schon in den Straßen von Krasnaja Presnja. Nun, wie gefällt euch der Arbeiterbezirk?"

Ankunft in Krasnaja Presnja

„Das kann man sich gefallen lassen", stellte Fritz Peters fest, als sie vorbei an freundlichen, hellen Häusern durch die breiten Straßen fuhren.
Dann kamen sie an einem großen Park vorüber, und plötzlich hielt das Auto vor einem Parktor. Es wurde schnell geöffnet. Gleich hinter dem Tor standen

schon die Wagen der anderen Freunde, und dahinter parkten die vielen Autobusse des Zentralen Pionierhauses.

„Soviel Autobusse", sagte Ursel erstaunt. „Gehören die alle dem Pionierhaus?"

„Natürlich", erwiderte einer der Pädagogen, der eben gekommen war, um die deutschen Pioniere zu begrüßen. „Wir machen viele Ausflüge. Manchmal fahren wir zu anderen Pionierhäusern und manchmal in die Ferienlager und Parks. Darum müssen wir schon so viel Autobusse haben."

Jetzt erfuhren unsere Freunde auch den Anlaß des Festes. Im Juni beginnen für die Sowjetkinder die Ferien, drei Monate brauchen sie nicht in die Schule zu gehen. Sie fahren in Erholungsheime, auf Ferienplätze oder in Ferienlager. Kinder, die gesundheitlich nicht ganz auf der Höhe sind, kommen in eins der vielen Kindersanatorien. Und in der Woche vor den Ferien werden überall in Moskau Feste veranstaltet. Diesmal hatte das Zentrale Pionierhaus die Ausgestaltung des Festes in Krasnaja Presnja übernommen.

Das Fest beginnt

Gerhard hatte inzwischen einmal in die Autobusse geschaut. Einer war angefüllt mit den verschiedenartigsten Spielzeugen, obwohl die Kinder von Krasnaja Presnja wirklich genug in ihrem eigenen Pionierpark hatten. Da waren Flugzeugmodelle und Bastelmaterial, Schaukeln gab es und Boote, die sich im Sande vorwärtsbewegen konnten. Vier Pioniere waren gerade beim Auspacken; Gesellschaftsspiele und Bücher kamen zum Vorschein. Aus dem geographischen, dem physikalischen und dem astronomischen Kabinett waren sogar einige Geräte mitgekommen. Und durch die Scheiben eines anderen Autobusses sahen die Freunde ein Stückchen Zoo: einen jungen Bären, ein Füchslein, einen grimmig blickenden Adler und eine blinzelnde Eule.

Nun ging es erst richtig los, der ganze Park wurde plötzlich lebendig. Das will schon etwas heißen, denn der Pionierpark von Krasnaja Presnja ist nicht einfach zu überblicken mit seinen Spielplätzen und schattigen Alleen, schönen Grünanlagen, vielen, vielen Blumen und mit einem künstlich angelegten See, auf dem sogar Boote fahren können.

Auf einer kleinen Wiese wurden rasch ein paar Tische aufgestellt, und schon begann ein eifriges Basteln, Kleben und Schnitzen; der „Zirkel der geschickten Hände" ging an die Arbeit. Die Pädagogen des Zentralhauses der Pioniere leiteten an, und so verfertigten Kinder für andere Kinder Mützchen und Tschakos und Herzchen und allerlei Kleinigkeiten aus buntem Papier, damit alle sich für das Fest schmücken konnten. In einer anderen Ecke saß, umringt von einer gebannt lauschenden Kinderschar, die Märchenerzählerin, die auch aus dem Pionierhaus mitgekommen war. Und ein Stück weiter vergnügten sich ein paar Kleine mit ihrem Spielzeug.

Im geographischen Kabinett veranstalteten die schon etwas Größeren eifrig eine „Reise auf der Karte", während ihre Gefährten im physikalischen Kabinett unter Anleitung eines jungen Wissenschaftlers aufregende Versuche machten.

„Ist das hier alles interessant!" Dieter war begeistert. „Am liebsten möchte ich hierbleiben und überall mitmachen. Ihr nicht?"

„Und ob!" rief Fritz.

„Ich auch!" bestätigte Gerhard, und die Mädchen nickten zustimmend. Aber Hans Brehme mahnte: „Wenn wir alles sehen wollen, müssen wir weiter, denn nachher gibt es noch ein ganz großes Programm im Freilichttheater."

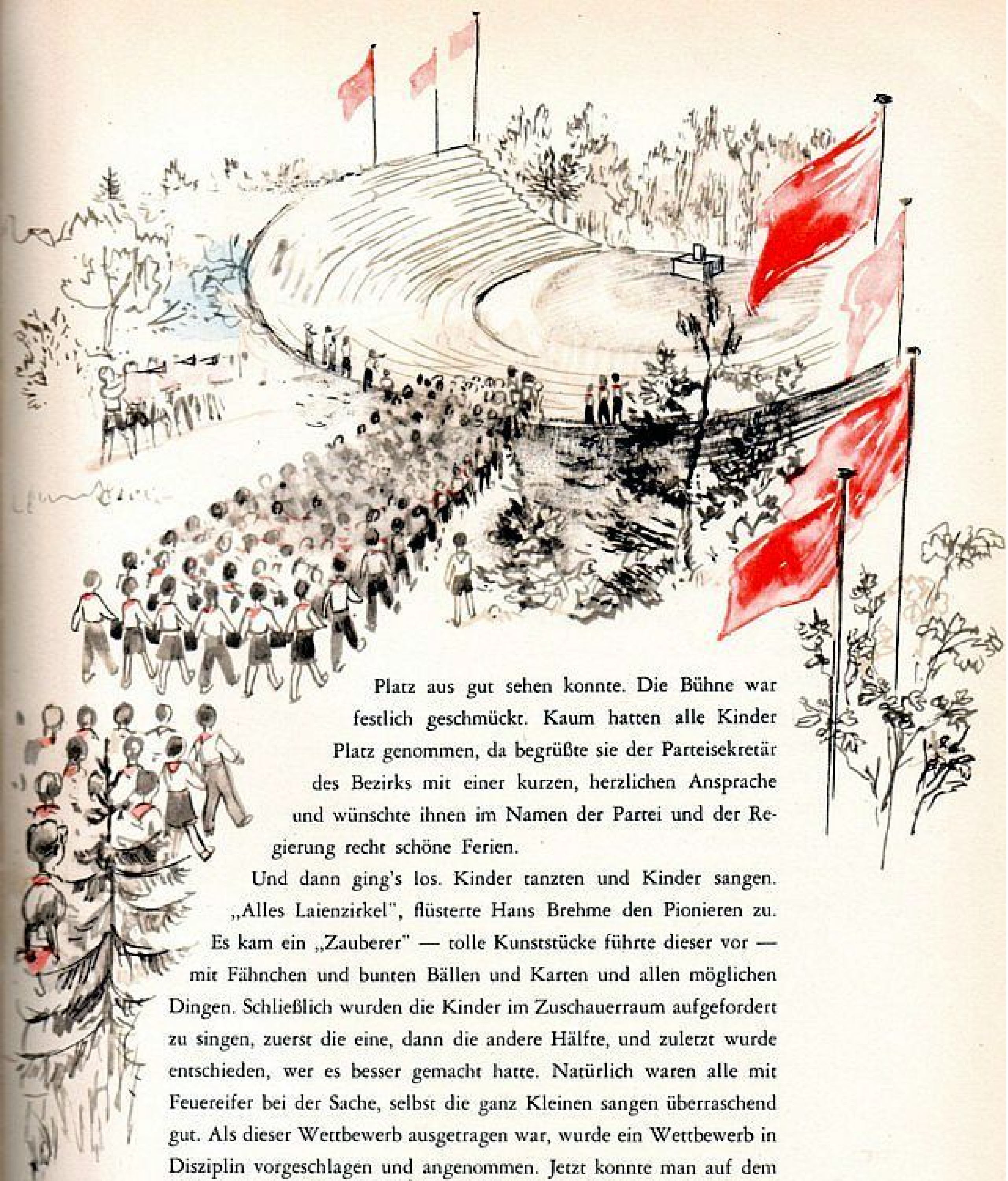
Das wollten sich unsere Freunde nun doch nicht entgehen lassen, und so wanderten sie weiter ins astronomische Kabinett, wo gerade ein kurzer Lichtbildervortrag über das Leben auf anderen Planeten gehalten wurde.

„Hier geschieht wirklich das, was uns im Pionierhaus gesagt wurde", murmelte Ursel nachdenklich vor sich hin. „Spielen und Lernen ist immer zusammen. Auf die Art würde ich bestimmt vieles leichter behalten. Wenn ich erst mal Lehrerin bin, werde ich mit den Kindern auch so arbeiten."



Im Freilichttheater

Im Freilichtkino, das unter einem riesigen Zeltdach untergebracht war und 2500 Plätze hatte, wurden Kurzfilme gezeigt. Die Freunde wollten auch hineingehen, als plötzlich Fanfaren ertönten. Eine Pionierleiterin von Krasnaja Presnja erklärte, daß das der Ruf zum Sammeln sei. „Wir wollen jetzt gemeinsam ins Freilichttheater gehen. Dort wird gleich das Festprogramm beginnen", sagte sie. Von allen Seiten drängten Kinder heran, in langen Reihen marschierten sie, unsere deutschen Pioniere mitten unter ihnen, zum Grünen Theater. Halbkreisförmig stiegen die Sitzreihen nach hinten an, so daß man von jedem



Platz aus gut sehen konnte. Die Bühne war festlich geschmückt. Kaum hatten alle Kinder Platz genommen, da begrüßte sie der Parteisekretär des Bezirks mit einer kurzen, herzlichen Ansprache und wünschte ihnen im Namen der Partei und der Regierung recht schöne Ferien.

Und dann ging's los. Kinder tanzten und Kinder sangen. „Alles Laienzirkel", flüsterte Hans Brehme den Pionieren zu. Es kam ein „Zauberer" — tolle Kunststücke führte dieser vor — mit Fähnchen und bunten Bällen und Karten und allen möglichen Dingen. Schließlich wurden die Kinder im Zuschauerraum aufgefordert zu singen, zuerst die eine, dann die andere Hälfte, und zuletzt wurde entschieden, wer es besser gemacht hatte. Natürlich waren alle mit Feuereifer bei der Sache, selbst die ganz Kleinen sangen überraschend gut. Als dieser Wettbewerb ausgetragen war, wurde ein Wettbewerb in Disziplin vorgeschlagen und angenommen. Jetzt konnte man auf dem

Riesenplatz eine Stecknadel fallen hören, so still wurde es ... Zwei und eine halbe Stunde dauerte das Programm. Aber die Kinder hätten gern doppelt so lange dagesessen, und der Beifall der vielen Hände dauerte lange, lange. Auch unsere Freunde klatschten heftig mit.

Fritz Peters sagte, als sie bald danach ins Auto stiegen: „Das war wieder einmal ein wunderschöner Tag!"

„Wieviel Kinderparks gibt es eigentlich in Moskau?" fragte Dieter und zückte Füllhalter und Notizbuch.

„Ratet mal!" forderte Olga Iwanowna die Kinder auf.

„Drei!" meinte Christel, zweifelnd, ob sie nicht zu hoch gegriffen habe.

„Mehr!" sagte Olga Iwanowna.

„Sechs?" tippte Dieter vorsichtig.

„Mehr!" sagte Olga Iwanowna.

„Nun werde ich aber kühn", platzte Ursel heraus. „Zehn!"

„Mehr, mehr!" Olga Iwanowna lachte.

„Fünfzehn?" riefen nun Ursel und Dieter gleichzeitig.

„Ihr werdet es doch nicht erraten!" Olga Iwanowna beendete das Rätselraten. „Ich werde es euch sagen: sechsundzwanzig."

„Im Ernst?"

„Ganz im Ernst."

Und während Dieter die Zahl gewissenhaft in sein Notizbuch eintrug, konnte Ursel nur noch murmeln: „So was ... Nein, so was!" Die Auskunft der Übersetzerin hatte selbst ihr die Sprache verschlagen, und das wollte schon was heißen.



„Dieses Zentralhaus der Pioniere", sagte Ursel, als sie später beim Abendessen zusammensaßen, „ist eine feine Sache; aber ich möchte doch gern wissen, ob das nicht nur so 'n Paradepferd ist ..." Sie sagte das eigentlich nur zu Christel, aber Hans Brehme, der ihr gegenübersaß, hatte den Satz gehört. „Wie meinst du das?" erkundigte er sich.

Ursel wurde verlegen. „Na ja", druckste sie, „das Zentralhaus ist doch so prächtig, und es gibt noch viele Pionierhäuser in Moskau, die können doch unmöglich alle so reich und schön sein."

„Nun, vielleicht nicht ganz so reich und schön, aber ‚Paradepferde' gibt es in der Sowjetunion nicht, Ursel. Das hättest du inzwischen schon merken müssen. Damit du aber ganz überzeugt bist, wollen wir noch in ein anderes Pionierhaus gehen. Und damit du nicht glaubst, man hätte dir ein ‚Paradepferd' vorgeführt, kannst du selbst den Bezirk aussuchen, dessen Pionierhaus wir uns morgen ansehen werden. Olga Iwanowna, können Sie uns bitte einen Stadtplan besorgen?"

Ursel hätte nun gern zurückgenommen, was sie gesagt hatte, so unangenehm war es ihr. „Ich hab's doch gar nicht so gemeint", murmelte sie verlegen.

Aber die anderen Kinder lachten, und Olga Iwanowna sagte: „Ganz recht, man muß sich immer selbst überzeugen." Dann verschwand sie, um kurze Zeit danach mit einer Karte von Moskau zurückzukommen.
Ursel wurden nun die Augen verbunden, sie nahm ihre Pioniernadel, und während die anderen gespannt zusahen, steckte sie die Nadel in die Karte. „Dsershinski-Bezirk!" stellte Olga Iwanowna fest. Und so besuchten sie am anderen Tage das Pionierhaus im Dsershinski-Bezirk.

Sticken, Modellieren, Malen und Tanzen

Die Straße, in der sich das Pionierhaus befand, hieß nach einem berühmten Zirkusclown und Tierdresseur Durowstraße. Das Haus sah zwar sehr massiv, aber etwas steif und finster aus. Es war ziemlich alt und erinnerte an jene palastartigen Stadthäuser, die einst sehr reiche Leute bewohnt hatten; und vielleicht war es auch einmal so ein Haus reicher Leute gewesen.
Das Treppenhaus war etwas dunkel und wirkte wie eine Halle. Die Kinder sahen sich ein bißchen verlegen an: Sollte Ursel am Ende recht behalten?
Olga Iwanowna hatte schnell die Leiterin des Hauses ausfindig gemacht, und die kam nun, begrüßte die Kinder und bat sie, nur alles zu besichtigen und Fragen zu stellen, soviel sie wollten.
Dann führte sie die deutschen Gäste durch das Haus. Es stellte sich heraus, daß es auch hier nur helle, ungeheuer hohe und prächtige Räume gab, ausgestattet mit modernen, schönen Möbeln, die sich in den etwas altertümlichen Zimmern gar nicht fremd ausnahmen. Ebenso wie im Zentralen Pionierhaus sahen sie überall Blumen und wertvolle Bilder. Und genau wie dort gab es auch hier die verschiedensten Kurse und Kabinette. Es wurden Flugzeuge gebastelt und Schiffe, sogar einen Fallschirmzirkel gab es.

Die Jungen Flugmodellbauer des Pionierpalastes haben im Wettbewerb schon manchen Preis gewonnen

Auch die Schiffsmodelle einer anderen Gruppe des Pionierpalastes können sich sehen lassen. Findet ihr nicht auch?





In einem anderen Raum waren die Mädchen mit sehr kunstvollen Stickereien beschäftigt. Und in einem kleinen Saal stellten die Kinder die besten Bilder und Plastiken aus.

Ein Maler, der hier den Zirkel leitete, berichtete den deutschen Pionieren, daß dreihundertfünfzig bis vierhundert Kinder in drei Gruppen teilnähmen. Jede Gruppe arbeitete zwei Stunden, zuerst nach der Natur, später auch nach gestellten Themen. Die besten Arbeiten würden hier im Hause ausgestellt.

„Begabte Schüler dieser Zirkel werden in Kunstschulen weiter ausgebildet, und später steht ihnen dann der Weg offen zu allen Kunstakademien und Hochschulen", sagte der Zeichenlehrer.

„Und diese Ausbildung kostet wirklich keinen Pfennig?" fragte Ursel mit hochrotem Kopf.

Der Zeichenlehrer bestätigte ihr, was sie schon überall gehört hatte: „Jedes Kind hat hier die seiner Begabung entsprechende Entwicklungsmöglichkeit, und das alles kostet natürlich keine Kopeke."

Gleich nebenan im Zirkel für Choreographie — das heißt im Tanzzirkel — erzählte ihnen der Tanzmeister das gleiche: Die begabtesten Kinder würden in die Ballettschule der Großen Oper aufgenommen.

Eine große Reise ganz nebenbei

Dann aber gelangten unsere Freunde in einen ganz großen Raum. An den Wänden hingen die verschiedensten Landkarten, an einem runden Tisch saß eine Gruppe von Pionieren im Alter von etwa vierzehn bis fünfzehn Jahren. Ihre Köpfe waren über eine große Karte gebeugt, und ein junger Mann, wahrscheinlich der Gruppenleiter, erklärte ihnen etwas.

„Das ist ein Aktiv unserer Jungen Touristen", sagte die Leiterin des Pionierhauses. Als die sowjetischen Pioniere erfuhren, daß die Besucher deutsche



Pioniere waren, vergaßen sie einen Augenblick Karte und Lehrer. Sie sprangen auf, um die deutschen Freunde zu begrüßen.

War das eine Freude! Der Pionierleiter sprach etwas deutsch und erklärte den Gästen, daß in wenigen Tagen neunhundert Kinder eine größere Wanderung antreten würden. Die Freunde seien eben dabei, die letzten Vorbereitungen zu besprechen.

„Eine Wanderung?" — „Wie weit?" — „Wohin?" Fragen schwirrten durcheinander, denn unsere Freunde wollten natürlich alles wissen, alles interessierte sie.

„Eine Wanderung nach Georgien", erklärte der Gruppenleiter.

Olga Iwanowna mußte doch wieder übersetzen, denn mit den Sprachkenntnissen des Gruppenleiters haperte es.

Natürlich wollten die sowjetischen Pioniere nicht zu Fuß bis nach Georgien wandern. Zuerst sollten sie mit der Eisenbahn fahren. Das dauerte ungefähr zwei Tage, und dann sollte die eigentliche Wanderung beginnen.

Mzcheta würden sie sich ansehen und Tbilissi; sie wollten den georgischen Dichter Alexander Kasbegi kennen lernen, dessen Buch sie gelesen hatten. Sie beabsichtigten, in Gori das Geburtshaus Stalins zu besichtigen — darauf freuten sie sich schon besonders; sie planten, in Tschiatura in die Schächte zu steigen; sie würden Kutaissi bewundern und in Bogate, dem Geburtsort Majakowskis, Rast machen; sie würden die Bohrtürme von Batumi sehen und seinen berühmten Botanischen Garten; sie würden reiche georgische Kolchosen kennenlernen und nach Suchumi weiterwandern, Suchumi — die herrliche Gartenstadt am Schwarzen Meer. Nach dem Kriege wäre dort soviel Neues gebaut worden, daß das alte Suchumi kaum noch wiederzuerkennen sei. Dort wollten sie sich auch die weltberühmte Affenstation auf dem Felsen ansehen. Dann sollte die Wanderung am Meer entlanggehen, mit Zelten und allem, was dazugehört. Einige Tage beabsichtigten sie am Meere zu bleiben und zu baden. Das Schwarze Meer sei sehr warm, selten sinke seine Temperatur unter 24 Grad, denn hier sei das Klima ja schon subtropisch; Palmen, Zedern und Zypressen wüchsen hier und sogar Zitronen und Bananen, nur wurden die Früchte noch nicht ganz reif, während sie ein wenig weiter, in der Kolchis, schon herrlich gediehen. Dann wollten sie eine Dampferfahrt auf dem riesigen Dampfer „Ukraina" machen und schließlich wieder zu Fuß über Gagry nach Sotschi weiterwandern, um von dort mit der Bahn nach Hause zu fahren. Einen ganzen Monat sollte diese Wanderung dauern, und die Kinder könnten den Tag der Abreise kaum erwarten.

Vielleicht kommt so was bei uns auch noch mal?

Als die deutschen Pioniere diesen herrlichen Reiseplan kennengelernt hatten, blieb ihnen vor Staunen beinahe der Mund offenstehen.
„Welche Leistungen muß ein Kind aufweisen, um mitgenommen zu werden?" fragte Dieter.
Der junge Lehrer mußte lachen. „Leistungen? Bei solchen Wanderungen geht es doch nicht nach Leistungen. Alle Mitglieder unseres Touristenklubs sind dabei. Ich sagte schon, es fahren neunhundert Kinder mit."
Da wagte sich Christel mit einer anderen Frage hervor, einer Frage, die eigentlich allen auf der Zunge lag: „Was kostet die Teilnahme an einer solchen Fahrt?"
Diesmal lachte der Gruppenleiter nicht. Er schien die Frage zuerst nicht ganz zu verstehen, doch dann sagte er etwas erstaunt: „Kostet? Nichts. Das zahlt alles der Staat. Das heißt in unserem Fall — wir sind ein Bezirks-Pionierhaus — der Stadtbezirk. Aber vielleicht möchtet ihr gern wissen", fragte er, „wie wir eine solche Fahrt vorbereiten?"
Und als sie nickten, fuhr er fort:
„Seht ihr, wenn wir uns entschließen, eine Fahrt zu unternehmen, dann sehen wir uns zunächst alle Orte, die wir besuchen wollen, und die Strecke, die wir durchwandern werden, sehr genau auf der Karte an. So eine Reise dient ja nicht nur der Erholung. Wir wollen auch etwas lernen und ein uns unbekanntes Stück unserer schönen Heimat sehen. Wenn wir nun den Reiseweg genau festgelegt haben, beschäftigen wir uns sehr eingehend mit den einzelnen Gegenden. Wir wollen wissen, was für Menschen dort leben, was für Naturreichtümer der Boden enthält und wieviel dort produziert wird, und vor allem beschäftigen wir uns mit den Menschen und ihrer Kultur. Wenn wir mit diesen Kenntnissen hinkommen, werden wir alles ganz anders erleben, wir werden ein Stück Erdkunde gründlich kennenlernen. Natürlich besprechen wir auch

die praktischen Dinge ganz genau. Wie und wo werden wir zelten? Nehmen wir Matratzen mit? Der Schlaf, das ist wichtig, muß normal sein. Wie werden wir uns verpflegen? Was für Spielgeräte nehmen wir mit — Volleyball? Wasserball? Fußball? So etwas müssen wir genau besprechen, damit nachher alles klappt, und dann geht's los."

„Hat es schon einmal nicht geklappt?" fragte Gerhard.

Diesmal lachten alle, nur der Gruppenleiter blieb ernst. „Bisher hat es zwar immer geklappt", sagte er, „aber gerade deshalb darf man bei den Vorbereitungen nicht nachlässig werden."

„Ach, so eine Wanderung würde ich gern mal mitmachen!" Fritz Peters machte beinahe ein unglückliches Gesicht.

Ursel nickte. „Wär nicht übel, bestimmt, gar nicht so übel!"

Aber Hans Brehme sagte bloß: „Abwarten! Vielleicht ist es schon im nächsten Sommer bei uns auch soweit."

Eine sowjetische Schule — ihr werdet ja sehen

Von den sowjetischen Schulen hatten unsere Freunde früher schon viel gehört und gelesen. Die Arbeit in den Zirkeln kannten sie sogar aus eigener Erfahrung. Und jetzt hatten Tamara und Borja noch eine ganze Menge erzählt: von dem gesellschaftlichen Leben in der Schule, von der Pionierorganisation, von den Roten Ecken, von den Wandzeitungen, den Veranstaltungen. Tamara schwärmte geradezu. „In der Schule ist es noch schöner als zu Hause", sagte sie. „Das Lernen macht solchen Spaß!"

Ja, und heute kam Olga Iwanowna und kündigte plötzlich an: „Wir sind von einer Schule eingeladen worden!"

„Was für eine Schule ist es denn?" wollte Ursel wissen, und Dieter erkundigte

sich sofort, ob sie auch beim Unterricht zuhören dürften oder ob sie bloß alles von außen zu sehen bekämen.

„Beim Unterricht zuhören? Du bist wohl nicht ganz gescheit!" rief Fritz Peters. „Das stört doch."

„Natürlich", pflichtete ihm Christel bei. „Stell dir vor, wenn da plötzlich so eine Schar wildfremder Kinder hereinkommt . . ."

Aber Olga Iwanowna sagte ganz ruhig: „Selbstverständlich dürft ihr in eine Klasse gehen und zuhören. Ich habe schon mit der Direktorin gesprochen. Und was für eine Schule das ist? Nun, eine von den vielen, vielen Moskauer Schulen. Keine besondere. Ihr werdet ja sehen."

Wir lernen zwei Lehrerinnen kennen



Kurze Zeit darauf standen sie vor einem weißen Gebäude mit großen Fenstern, und Gerhard meinte: „Natürlich, in so einer großartigen Schule muß das Lernen ja Spaß machen!"

Dann kam Wera Petrowna, die Schulleiterin, und führte sie in ein helles, geräumiges Klassenzimmer.

So könntet ihr den Korridor eurer Schule auch ausstatten, wenn er auch nicht so schön hell und geräumig ist wie dieser in einer Moskauer Schule. Blattpflanzen, Bilder könntet ihr euch beschaffen, und eine Wandzeitung gehört sowieso dazu!

Für je zwei Schüler einen Globus: Das macht den Geographieunterricht in der 5. Klasse der 175. Moskauer Mittelschule ebenso lebendig, wie es ihn erleichtert

Die Wandzeitungsredakteure
bei ihrer schönen
und verantwortlichen
Arbeit



Der viele Schnee begünstigt das Schilaufen und den Rodelsport. Selbst die Kleinsten machen eifrig mit, denn in jedem Park gibt es Bahnen, die häufig sogar eigens erbaut werden



Die sowjetischen Kinder ließen sich kaum stören. Zwei oder drei drehten sich zwar für einen Augenblick um, aber bald schien es, als hätten sie die fremden Gäste vergessen. Auch die Lehrerin hatte den deutschen Pionieren nur kurz zugenickt, dann nahm sie keine Notiz mehr von ihnen und fuhr im Unterricht fort.

„Marussja", fragte sie, „welche Wörter hast du in der Kasse?"

Ein kleines Mädchen mit strohblonden Hängezöpfen begann eifrig in einem Heft zu suchen.

„Nein, Marussja, nicht nach dem Heft. Auswendig."

Das kleine Mädchen mit den Hängezöpfen zögerte.

Da tönte aus den mittleren Bankreihen eine helle Stimme: „Bitte, fragen Sie mich, Berta Borissowna! Ich werde in meinem ganzen Leben nicht mehr vergessen, wie ‚Selbstbeherrschung' geschrieben wird."

Aber Berta Borissowna wehrte ab. „Nun, Marussja?"

Und nun buchstabierte Marussja einige schwierig zu schreibende Wörter. Immer, wenn sie richtig buchstabiert hatte, durfte sie ein Pappkärtchen aus der „Kasse" — einer kleinen, hübsch bemalten Kiste — nehmen.

Obwohl Olga Iwanowna jedes Wort leise übersetzt hatte, verstanden unsere Pioniere den Sinn der Sache nicht ganz.

„Was sind denn das für Pappkärtchen?" fragte Ursel, und Dieter meinte: „Es sieht aus wie ein Spiel. Spiele kennen wir natürlich auch, aber so — nein, so machen wir es bei uns in der Schule noch nicht."

Alles, was unsere Freunde fragten und sagten, übersetzte Olga Iwanowna der Schulleiterin und einer älteren Frau, die kurz nach ihnen in die Klasse gekommen war und nun neben Wera Petrowna saß.

Junge Eislaufsportler im „Stadion der Jungen Pioniere" in Moskau



„Es ist wirklich ein Spiel", wandte sich Olga Iwanowna dann wieder an die Kinder.

Man gebe sich alle Mühe, den Unterricht so zu gestalten, daß er auch Freude mache, und darum sei die Arbeit hier Spiel und das Spiel Arbeit. Und nun erfuhren unsere Freunde die „Spielregeln": Jedes Kind, das beim Diktat oder im Aufsatz Schreibfehler macht, muß die falschgeschriebenen Wörter auf einem Pappkärtchen in die „Kasse" tun. Da bleiben sie so lange, bis der Schüler oder die Schülerin das Wort richtig schreiben oder buchstabieren kann. Von Zeit zu Zeit wird eine kleine Prüfung gemacht, so wie heute. Wer am Ende des Schuljahres oder zu einem anderen bestimmten Zeitpunkt die meisten

Ganz wie bei uns: In den Kindergärten wird im Dezember der Schmuck für die „Jolka", den Tannenbaum, gebastelt





„. . . und da kommt der Weihnachtsmann!" Nur heißt er in der Sowjetunion „Großväterchen Frost" und kommt erst zu Neujahr. Doch er schenkt darum nicht weniger

Wörter in der „Kasse" zurückbehält, hat verloren, wer gar kein Wort drin hat, ist Gewinner.
„Wer hat denn dieses schöne Spiel erfunden?" fragte Dieter. „Die Lehrerin Berta Borissowna?"
Die Schulleiterin schüttelte den Kopf, als ihr Dieters Frage übersetzt wurde. Dann bat sie unsere Freunde mit sich hinaus, und leise, auf Zehenspitzen, wie sie gekommen waren, verließen die Pioniere die Klasse.

Sinaida Pawlowna hat noch mehr erfunden

„Ihr wolltet wissen, wer dieses Spiel erfunden und eingeführt hat?" wiederholte die Schulleiterin, als man in der Roten Ecke angelangt war. „Nun, natürlich mühen sich bei uns — wie sicherlich auch bei euch — alle Lehrer, die Lernmethoden so abwechslungsreich und anregend wie möglich zu gestalten. Unsere ‚Wörterkasse' und viele andere Anregungen verdanken wir unserer Sinaida Pawlowna. Für ihre erfolgreichen Bemühungen um das Schulwesen ist sie mit dem Leninorden ausgezeichnet worden. Sinaida Pawlowna — ich glaube, das ist eine schöne Überraschung für euch — ist heute sogar hier." Damit wandte sich die Schulleiterin an die ältere Frau, die still zugehört hatte. „Sinaida Pawlowna, wollen Sie unseren jungen deutschen Freunden nicht erzählen, warum Sie das Spiel eingeführt haben und was Sie sonst unternahmen, um die Freude an der Arbeit zu wecken?"

Sinaida Pawlowna wehrte bescheiden ab. „Ich habe gar nichts Besonderes getan. Es war kurz nach dem Krieg. Meine Klasse war damals sehr zerstreut, sehr unaufmerksam. Das war auch begreiflich. Denn ich arbeite in Leningrad, und ihr wißt sicherlich, was Leningrad im Krieg mitgemacht hat. Wie sehr haben dabei gerade die Kinder gelitten!" Sie schwieg einen Augenblick. „Ich mußte also etwas erfinden, um den Unterricht ganz besonders interessant zu machen, und da dachte ich mir das Spiel mit der ‚Wörterkasse' aus. Da es sich gut bewährte, habe ich noch andere Spiele erdacht, zum Beispiel die Zergliederung von Sätzen als Lotteriespiel oder farbige, von den Schülern selbst hergestellte Lesezeichen mit grammatikalischen Regeln. Später erfanden die Kinder dann selbst sehr viel Unterrichtsspiele. Übrigens", schloß sie, „unendlich viele unserer Lehrer haben weit bessere Anregungen gegeben als ich."

„Sie ist viel zu bescheiden", wandte sich die Schulleiterin wieder an unsere Freunde. „Nicht nur die Schulkinder, auch wir Lehrer lernen viel von Sinaida Pawlowna. Aber wißt ihr, was eine ihrer ehemaligen Schülerinnen schrieb,

als sie ihr zu der Auszeichnung mit dem Leninorden gratulierte? Folgendes: ‚Sinaida Pawlowna, wir danken Ihnen nicht nur für das, was wir bei Ihnen gelernt haben, sondern auch für die Freude, mit der wir es gelernt haben.' Kann es eine schönere Anerkennung für einen Lehrer geben?"

Eine Reise auf eigene Faust

Eines Tages verkündete Olga Iwanowna: „Um elf Uhr besichtigen wir das Haus des Kinderbuchs, und heute abend gehen wir ins Jugendtheater. Karten habe ich schon." Nun hatten die Pioniere aber schon um neun Uhr gefrühstückt. Es blieben ihnen bis elf Uhr also noch zwei Stunden Zeit. Sie überlegten, was man bis dahin anfangen könnte.

„Wollen wir nicht zum Puschkinplatz gehen und von dort weiter über den A-Boulevard?" schlug Hans Brehme vor. „Dort ist immer was los."

„Geschäfte ansehen macht viel mehr Spaß", sagte Ursel.

„Wir könnten uns auch in ein Caféhaus oder in einen Caféhausgarten setzen und die Vorübergehenden beobachten", meinte Dieter.

„Kinder, ich weiß was viel Besseres!" schrie plötzlich Fritz. „Wir wollten doch schon immer die berühmte Moskauer Untergrundbahn, die Metro, genau kennenlernen. Jetzt haben wir gerade genügend Zeit. Wir wollen mit der Metro fahren, bei jeder Haltestelle aussteigen und uns alles ansehen."

„Das ist eine feine Idee", stimmte Christel bei, „fahren wir mit der Metro!" Auch die anderen waren einverstanden. Und so erklärte sich Hans Brehme bereit, mit ihnen zu fahren. Tamara und Borja, die eben gekommen waren, wollten natürlich auch mit, denn sie waren, wie alle Moskauer, sehr stolz auf ihre Metro.

Die nächste Haltestelle war „Plostschad Revoluzii", das heißt „Platz der Revolution".

„Ich habe gehört, daß hier alles aus Marmor ist", sagte Dieter leise zu Gerhard, „aber gleich der Eingang ist so wunderschön!"
Hans Brehme hatte am Schalter Fahrkarten besorgt, und nun fuhren sie oder — besser gesagt — standen sie auf der breiten Rolltreppe und ließen sich in die Tiefe fahren.
„So 'ne lange Rolltreppe habe ich noch nie gesehen!" rief Ursel entzückt.
„Es gibt noch viel längere", meinte Hans Brehme, „nicht wahr, Borja?"
„Ja, ich glaube, die am Majakowskiplatz ist noch länger", überlegte Borja.
„Nein, die allerlängste ist am Dshershinskiplatz", widersprach Tamara.
Während unsere Freunde auf der einen Seite hinunterfuhren, glitt in einem breiten Strom neben ihnen die Menschenmenge hinauf. Gerhard bewunderte die Geräuschlosigkeit der Maschinerie, das elastische Geländer der Rolltreppe und die hochglanzpolierten Seitenwände aus prächtig gemasertem kaukasischem Nußbaumholz.
Aber unten erst! Den deutschen Pionieren entfuhr ein lautes, einstimmiges „Ah!" Langgestreckt lag die Mittelhalle vor ihnen. Aus geschlossenen Milchglasschalen flutete das Licht. Rechts und links waren in gleichmäßigen Abständen halbkreisförmige Nischen aus hellem Marmor, drinnen standen auf dunkleren Marmorsockeln Bronzeskulpturen, ausgeführt von bekannten Künstlern der Sowjetunion. Sie stellten typische Sowjetmenschen dar. Da waren beispielsweise zwei Schülerinnen, auf den Knien der einen stand ein Globus. Sie waren so lebensecht, daß die Kinder behaupteten, sie hätten das Mädchen, das zu dieser Skulptur Modell gestanden hätte, schon gesehen. Ein Stück weiter war eine junge Diskuswerferin. Hier stand ein Konstrukteur, der sich gerade über ein Zahnrad beugte, und dort ein Kohlenhäuer aus dem Donezbecken. Da waren Kolchosbauern und Kolchosbäuerinnen, denen man ebenfalls schon begegnet zu sein glaubte. Da waren aber auch Gestalten aus der Zeit des Bürgerkriegs, Partisanen mit altmodischen Gewehren, sodann Grenz-



Der Eingang zur Metro-Station „Platz der Revolution"

wächter, die so lebendig wirkten, als stünden sie hier, um den Reichtum des neuen, sozialistischen Lebens vor beutegierigen Räubern zu schützen.

„Wißt ihr, wie lange wir schon hier sind?" fragte Hans Brehme plötzlich und sah auf seine Uhr. „Zwanzig Minuten! Und ihr wollt auf jeder Station aussteigen? Wann sollen wir dann nach Hause kommen?"

„Heute nicht mehr", scherzte Borja. „Bestenfalls morgen früh."

Alle mußten lachen, aber die weltberühmte Moskauer Metro wollten sie doch unbedingt sehen. Sie beschlossen, einfach loszufahren und wahllos bei einzelnen Stationen auszusteigen, um sie zu besichtigen.

„Vielleicht fahren wir noch ein andermal", tröstete sie Hans Brehme, „denn tatsächlich ist jede einzelne Station sehenswert, eine ist schöner als die andere, es sind wahre unterirdische Paläste."

Doch als sie in die Seitenhalle zum Bahnsteig gehen wollten, da fehlte Ursel.

„Wo kann sie nur sein?" fragte Hans Brehme ein bißchen besorgt. Die Freunde gingen noch einmal in die Mittelhalle, aber Ursel war nicht zu entdecken.

Plötzlich rief Tamara: „Dort kommt sie!" Und wirklich, da kam Ursel die Rolltreppe heruntergefahren, die sie schnell noch mal ausprobiert hatte. Als sie unten anlangte und die Freunde sah, wurde sie ganz rot vor Verlegenheit und stotterte: „Ich wollte ja bloß mal ... Sie ist doch so schön hoch!" Da konnte ihr niemand mehr böse sein.

Eine Begegnung im Zuge

Nun mußten sie sich aber wirklich beeilen. Schnell sprangen die Pioniere in den eben angekommenen Zug. Auch hier gab es wieder allerlei zu bewundern: die schöne Inneneinrichtung, die blitzenden Nickelstangen, die Lederbezüge, die aus polierten Edelhölzern hergestellten Wandflächen und die taghelle, aber gar nicht grelle Beleuchtung. „Hier sieht es überall feierlich und festlich aus", meinte Christel begeistert.

„Das soll es auch", antwortete ihr ein fremder Mann, der ihnen gegenübersaß und sie schon eine Zeitlang lächelnd beobachtet hatte. Dann wurde er etwas verlegen und sagte beinahe entschuldigend: „Ich spreche nicht gut deutsch, ich war nicht lange in Deutschland, doch unsere Metro kenne ich sehr gut, ich habe sie mitgebaut, von Anfang an." Sein Gesicht strahlte bei diesen Worten vor Stolz. Und als ihn Borja auf russisch fragte, ob er Metroarbeiter sei, nickte er selbstbewußt und berichete, daß er schon mehrere Auszeichnungen bekommen habe. Er bot den Kindern an, mit ihnen zu fahren, um ihnen alles zu zeigen und zu erklären, denn er habe heute seinen „Wychodnoi den", seinen freien Tag.

Das wurde natürlich begeistert aufgenommen. Er erzählte, teils deutsch, teils russisch — dann mußte Borja, so gut er konnte, als Übersetzer aushelfen — von dem Beginn des Untergrundbahnbaus, von den großen Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegengestellt hatten, und von deren Überwindung.

„Ihr könnt euch kaum vorstellen", meinte er, „wie schwierig die Bodenver-



Wenn man die Wagen der Moskauer Untergrundbahn erst einmal von innen gesehen hat mit ihren polierten Edelhölzern und verchromten Metallbeschlägen, dann versteht man, warum jeder Moskauer so stolz ist auf „seine Metro“

hältnisse waren. Die Tunnels mußten durch drei unterirdische Wasserläufe und durch viele wasserhaltige Erdschichten, stellenweise aber auch durch harte und härteste Steinschichten geführt werden. Die Metro hat eine Tiefe von fünfzig bis achtzig Metern. Vier Unterwassertunnels führen durch den schlammigen Untergrund der Moskwa. Die Hauptstrecke durchquert allein zweimal ihre Windungen. Trotzdem haben wir es so schnell geschafft, daß man im ganzen Auslande über uns staunte. Im Jahre 1935 wurde der erste Bauabschnitt der Untergrundbahn dem Volk übergeben. Das war ein Festtag für die ganze Stadt, denn die meisten Moskauer hatten an ihrer Metro mitgearbeitet."

„Die Moskauer — am Bau der Metro?" Die Kinder wunderten sich.

Iwan Michailowitsch Jegorow — so hieß ihr neuer Freund — nickte. „Ja, richtig mitgearbeitet. 70 000 Arbeiter und 5000 Ingenieure erbauten die Metro; aber fast die ganze Bevölkerung Moskaus hat in freiwilligen Sonderschichten mitgeholfen. Viele haben dazu sogar ihre Sonntage geopfert. Es war eine große Begeisterung!"

Marmor, Granit, Basalt, Porphyr und Halbedelsteine

Die Unterhaltung wurde abgebrochen, denn man war am Majakowskiplatz, und hier wollten die Kinder unbedingt aussteigen. Von dem sowjetischen Dichter Majakowski hatten sie schon sehr viel in der Schule gehört, und deshalb wollten sie wissen, wie die Metro-Station aussah, die nach ihm benannt war.

Die Haltestelle „Majakowskiplatz" sah ganz anders aus als die erste, aber nicht etwa weniger schön. In den Ornamenten des Marmorbodens spiegelte sich eine Flut von Licht, das von eigenartigen, riesigen, runden Beleuchtungskörpern kam, die im Rund der Deckengewölbe verborgen







Jede Station der Untergrundbahn ist anders ausgestaltet, außen wie innen. Welche die schönste ist, kann man unmöglich sagen. Oben seht ihr die Station „Majakowskiplatz", in der Mitte den Eingang zur Station „Dynamo" und unten das Innere dieser Station

schienen. Fassungslos betrachteten die Kinder die palastähnliche Halle. Fassungslos standen sie vor den Mosaikbildern, die, wie ihnen Iwan Michailowitsch Jegorow erklärte, aus wertvollen künstlichen Steinen, sogenannten Schmalten, zusammengesetzt waren. „Ist auf allen Stationen so kostbares Material verwendet worden?" frage Dieter interessiert. Er hielt schon wieder sein Notizbuch in der Hand. Jegorow gab Auskunft. „Das Kostbarste und Beste wurde für die Metro genommen. Marmor konnten sich früher nur die Reichsten und Vornehmsten beim Bau ihrer Paläste leisten. Aber selbst die Zaren haben in dreihundert Jahren nicht so viel Marmor verwendet, wie wir allein für die ersten Stationen unserer Metro. Marmor, Basalt, Porphyr und sogar Halbedelsteine, verchromten und vernickelten Stahl und Edelhölzer aller Art werden bei uns so selbstverständlich verwendet wie in anderen Ländern Ziegelsteine, Kalk, Zement und Fichtenhölzer. Aber ihr werdet ja noch viele Stationen kennenlernen."

Erziehung durch Schönheit zur Schönheit

Es war ganz unmöglich, festzustellen, welches die schönste Station ist.

Da war „Dynamo" mit einfachen, viereckigen, nur durch die Schönheit des edlen Materials wirkenden Marmorsäulen.

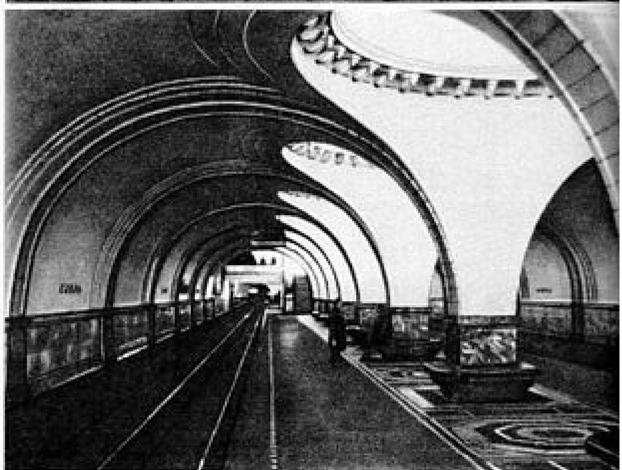
Da waren die vasenähnlichen, mit Reliefbildern versehenen Säulen vom „Kurski-Bahnhof", die nach oben zu offen sind und Lichtfluten ausströmen, die, von der Decke zurückgestrahlt, wie mildes Sonnenlicht wirken.

Da waren auf der Station „Sokol" die Beleuchtungskörper; sie sahen beinahe wie Pilze aus und erzeugten eine eigenartige Feststimmung.

Da waren die schlanken, sechseckigen Marmorsäulen der erst kürzlich erbauten Station „Stalinwerk".

Station um Station — und immer andere Formen, andere Farben, andere Ausdrucksarten. Vieles war während des Krieges, vieles erst nach dem Krieg





Kostbar und edel
ist das Baumaterial,
voller Phantasie und in
unvorstellbarer Vielfalt
sind die architektonischen Formen
der Untergrundbahnstationen,
wie etwa oben die Säulen
der Station „Kurskaja"
und darunter die der Station „Sokol",
und wieder ganz anders
sind die sechseckigen Marmorsäulen
der erst nach dem Kriege gebauten
Station „Stalinwerk"

erbaut worden. „Und es wird weitergebaut", sagte Jegorow, „so lange, bis etwa die Hälfte des gesamten Verkehrs von der Metro bewältigt werden kann. „Gibt es irgendwo in der Welt noch eine Untergrundbahn, die so schön ist wie diese?" fragte Gerhard, ganz benommen von den vielen Eindrücken. Jegorow schüttelte ernst den Kopf. „Nein", sagte er, „noch nicht.







Vielleicht wird man in China einmal eine bauen oder in den Volksdemokratien. Doch in den kapitalistischen Ländern kann man das nicht, weil sich alles für die Kapitalisten gut rentieren muß. Nein, Freunde, Kapitalisten würden so

Überall bleiben wir
mit unserem Blick
an künstlerischen Einzelheiten hängen,
wie beispielsweise
an den Bronzestatuen der Station
„Platz der Revolution".
Der sowjetische Sportler
trägt unverkennbar den Ausdruck
des neuen sowjetischen Menschen

Ganz stark ist der Eindruck,
den die Verwendung
wertvollster Gesteinsarten für Wände
und Böden in der Station
„Belorussischer Bahnhof" macht.
Ebenso ist es im Kassenraum
der Station „Zentralpark für Kultur
und Erholung, Maxim Gorki",
den wir auf dem Bild unten sehen





eine Metro niemals bauen, denn sie sehen zuerst nach dem Gewinn. Sie kann nur gebaut werden von einem befreiten Volk, das für sich selbst baut, dem es wichtig ist, daß die Menschen, die zur Arbeit fahren und von der Arbeit kommen, sich am Schönen erfreuen. Sie wollen froh und frisch sein und durch die Schönheit zur Schönheit erzogen werden. ‚Der Mensch', sagt Genosse Stalin, ‚ist unser wertvollstes Kapital.' Darum bauen wir Sowjetmenschen solch eine Metro, und nicht nur eine Metro, sondern noch vieles, vieles andere Schöne." Es war spät geworden. Die Kinder mußten sich von ihrem freundlichen Führer verabschieden.

„Wir danken Ihnen", sagte Christel herzlich, und Jegorow nahm diesen Dank so hin, als ob er eben einen lieben Besucher durch seine eigene Wohnung geführt hätte. „Ich freue mich, daß euch unsere Metro so gefällt", sagte er einfach, und die Kinder fühlten plötzlich, daß sie hier wirklich mit einem Hausherrn gesprochen hatten.

Ob das jetzt nicht langweilig wird?

Als unsere Freunde in das Hotel zurückkehrten, kam ihnen Olga Iwanowna schon aufgeregt entgegen. Es war bereits zwanzig Minuten nach elf, und um elf hatten sie sich doch im Haus des Kinderbuchs angesagt. Als sie aber hörte, wieviel Schönes die Pioniere inzwischen gesehen und erlebt hatten, freute sie sich mit ihnen und sagte: „Ich werde eben schnell anrufen und sagen, daß wir uns verspätet haben und jetzt abfahren."

Während der Fahrt erzählte Olga Iwanowna, daß ebenso wie jeder Bezirk sein Pionierhaus auch jeder Bezirk sein Haus des Kinderbuchs habe. Außer dem Zentralen Haus des Kinderbuchs, wohin man jetzt fahre, gebe es noch in der Lenin-Bibliothek eine große Abteilung mit vielen Tausenden von Kinderbüchern, und schließlich besitze, das sei selbstverständlich, auch jede Schule ihre eigene Bücherei.



Die größte Bibliothek der Sowjetunion: die Lenin-Bibliothek

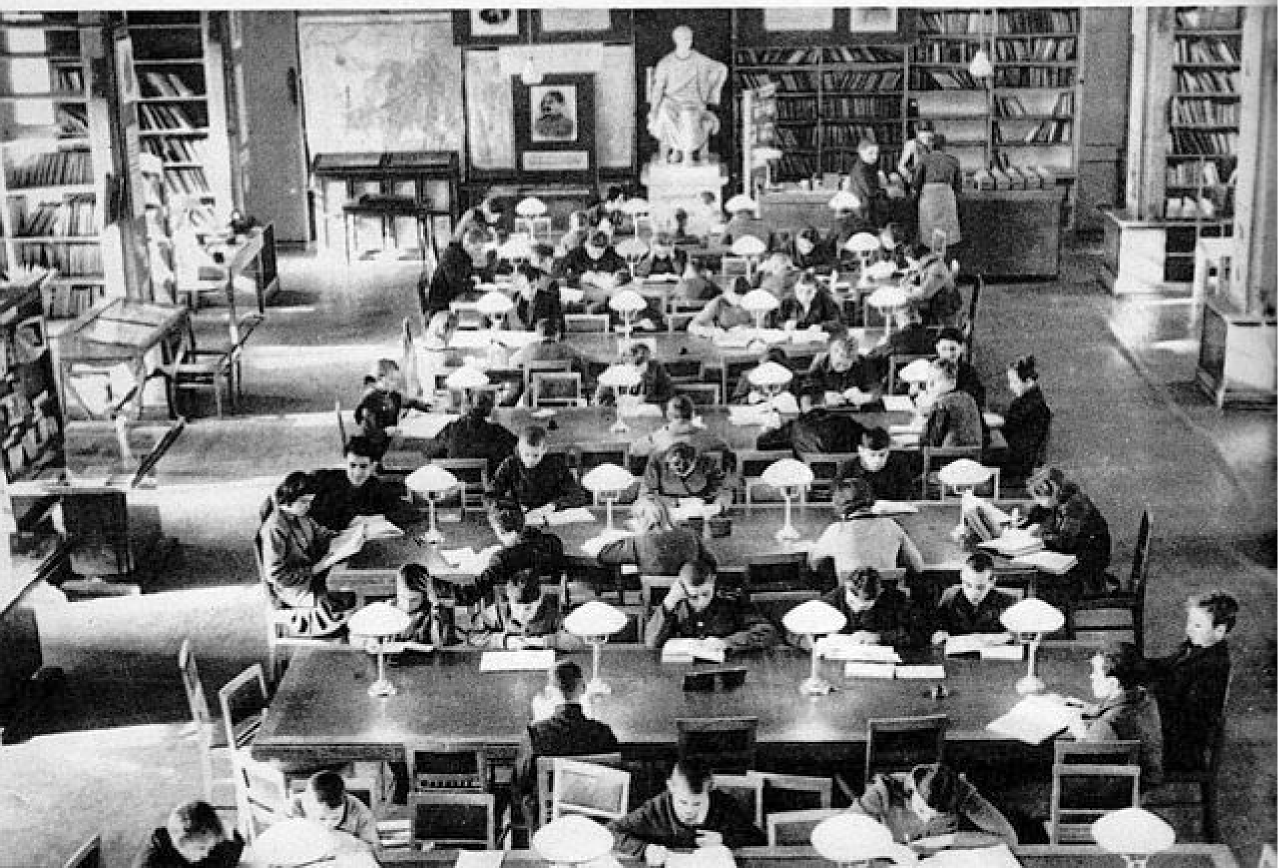
Das Zentrale Haus des Kinderbuchs befindet sich in der Gorkistraße 43. „Ist es eigentlich eine Bibliothek, oder werden dort nur Bücher ausgestellt?" erkundigte sich Ursel. „Und ist das nicht ein bißchen langweilig . . . Ich meine, wenn man bloß mal so zum Angucken kommt, nicht zum Lesen."
„Du wirst es gleich sehen", antwortete Olga Iwanowna, „wir sind bald da." Äußerlich war an dem Haus wirklich nichts Interessantes zu sehen. Es war zwar ein schönes, großes Haus, aber es sind so viele schöne große Häuser in der Gorkistraße. Sollte Ursel recht behalten? Aber dann gab es schon im Flur

einen unvorhergesehenen Aufenthalt. Die Pioniere konnten sich kaum von dem Wandbrett trennen, das dort neben der Kleiderablage hing. Keiner dachte mehr daran, daß so ein Haus des Kinderbuchs vielleicht langweilig sein könnte. Dieses Wandbrett war wirklich sehr interessant. Da waren Ankündigungen von den verschiedensten Veranstaltungen und Vorträgen, von Kindern geschriebene Artikel und vieles andere. Wenn Olga Iwanowna nicht gemahnt hätte, sich erst einmal alles andere anzusehen, für die Tafel bliebe sicher später noch Zeit, hätten unsere Freunde noch eine ganze Weile davorgestanden.

Die deutschen Pioniere wurden schon erwartet, eine junge Mitarbeiterin des Hauses, die auch deutsch sprach, nahm sie in Empfang und versicherte ihnen, wie sehr sich alle im Hause freuten, sie bei sich zu Gast zu sehen.

Dann wurden sie in die verschiedenen größeren und kleineren Säle geführt, die mit ihren viereckigen Tischchen, mit den Leselampen und den bequemen Sesseln, mit den vielen Blumen und den Bildern der bekanntesten Schriftsteller und Kinderbuchautoren so behaglich waren wie die behaglichsten Zimmer zu Hause.

Eine der vielen Kinderbibliotheken Moskaus: die Lenin-Bibliothek; es gibt alle überhaupt erschienenen Kinderbücher der Sowjetunion sowie fast alle fortschrittlichen des Auslandes in der Originalsprache und in Übersetzungen



In jedem Saal war eine Bücherausgabe. Die Kleineren, die noch nicht lesen konnten, wählten sich Bücher nach Bildern aus, die auf Pappkarton geklebt waren und den Inhalt des Buches deutlich machten. Für die Größeren gab es eine Kartothek, aus der sie nur die Nummer des gewünschten Buches abschrieben, um es in wenigen Minuten bei der Buchausgabe zu erhalten. In Glasvitrinen lagen die allerneuesten Erzeugnisse der Verlage.
„So viele Bücher, und alle nur für Kinder?" Ursel wunderte sich, als sie das Verzeichnis der Bücher sah.
„Bestimmt über tausend", vermutete Gerhard.
Ihre Begleiterin lächelte belustigt, dann sagte sie: „Wir haben allein hier im Haus 75 000 Kinderbücher. Und sicherlich staunen auch die Zahlenliebhaber

Bücher, Bücher, Bücher! Und das ist nur ein ganz winziger Teil des Riesenbestandes der „Lenin-Bibliothek"





Ein neues Kinderbuch ist erschienen. Mit Spannung machen sich die jungen Leser darüber her

unter euch, wenn ich erzähle, daß es in der Sowjetunion etwa hundert Verlage gibt, die Kinderbücher in den verschiedenen Nationalsprachen herausgeben, und daß bei uns ein Kinderbuch meistens in Auflagen von 500 000 Stück erscheint."

Jetzt waren alle sprachlos. „Eine halbe Million?" rief Fritz.

„Und die werden alle verkauft?" wollte Gerhard wissen.



Das ist aber spannend! Bitte, nicht stören!

„Sie sind sogar sehr oft nach wenigen Tagen restlos ausverkauft, die Auflagen reichen in den seltensten Fällen aus. Oft hat das Buch eine zweite und dritte Auflage; und trotzdem ist es noch schwer zu bekommen. Die Bibliotheken haben es natürlich."

„Und was kostet so ein Buch?" fragte nun Fritz Peters. „Die Bücher sind wahrscheinlich sehr billig?"

„Sie sind gar nicht so billig", antwortete Olga Iwanowna, „aber erstens verdienen die Menschen gut, und zweitens werden Bücher bei uns sehr geschätzt. Und diejenigen, die nicht viele Bücher kaufen wollen, lesen sie in den Bibliotheken oder hier bei uns."

„Wenn ich ein Buch besonders gern habe", sagte Dieter, „dann möchte ich es auch besitzen."

„Ich nicht", widersprach Ursel, „wenn ich ein Buch gelesen habe, brauch ich's nicht mehr."

„Aber ein gutes Buch liest man doch immer wieder", ereiferte sich jetzt Christel. „Ich habe in Berlin zuletzt ein sowjetisches Buch gelesen, das war so schön, daß ich es bestimmt noch viele Male lesen werde."

Eine gemeinsame Bekannte

„Was war das für ein Buch?" erkundigte sich die Begleiterin aus dem Hause des Kinderbuchs.

„Das Buch heißt ‚Vierbeinige Freunde', und die Schriftstellerin, die es geschrieben hat, heißt Tschaplina."

„Das kenne ich! Das kenne ich! Ich auch, ich auch!" riefen nun die Kinder durcheinander. Und alle bestätigten, was für ein schönes Buch das sei.

„Wera Wassiljewna Tschaplina ist auch bei uns sehr beliebt", erzählte die Begleiterin. „Sie kommt oft hierher und unterhält sich mit unseren jungen Besuchern, oder sie liest ihnen aus ihren Arbeiten vor."

„Das ist aber fein", Ursel freute sich, „da möchte ich gern mal dabei sein. Kommen auch andere Bücherschreiber her?"
„Schriftsteller", verbesserte Dieter. „Ja, kommen auch andere her?"
Natürlich kämen auch andere Schriftsteller in das Haus, erfuhren die Kinder. Alle bekannten Kinderbuchautoren hielten enge Verbindung mit dem Zentralhaus des Kinderbuchs. Besonders die Moskauer Schriftsteller seien regelmäßige Gäste. Häufig kämen auch Schriftsteller aus den nationalen Republiken und manchmal sogar von sehr weit her.

Diese Schriftstellerin, Wera Wassiljewna Tschaplina, war Tierwärterin im Zoologischen Garten. Kennt ihr nicht ihr wunderschönes, humorvolles Buch „Vierbeinige Freunde"?



„Den Schriftstellern liegt sehr viel daran, das Urteil der Kinder zu hören", berichtete die nette Begleiterin weiter, „sie unterhalten sich mit den jungen Lesern sehr ausführlich über ihre Arbeit, und oft kritisieren die Kinder auch sehr scharf."

„Was denn, hören die Schriftsteller wirklich auf das, was die Kinder ihnen sagen?" fragte Ursel ungläubig.

„Selbstverständlich hören sie darauf. Die Kinder sind ja ihre Leser, für die Kinder schreiben sie doch", sagte ihre Begleiterin. „Erst kürzlich wieder", fuhr sie fort, „hatte ein Schriftsteller eine Erzählung aus dem Leben der Pioniere geschrieben; er hat sie den Pionieren vorgelesen. Aber sie haben ihm

... und wieder jemand, den ihr sicherlich dem Namen nach kennt: der Stalinpreisträger S. J. Marschak, einer der meistgelesenen Kinderschriftsteller der Welt. Hier nimmt er im „Hause des Kinderbuchs" die Wünsche und Kritiken seiner jungen Leser entgegen





Theatersaal im Haus des Kinderbuchs

an so vielen Beispielen bewiesen, daß er ihr Leben nicht richtig gesehen hat, daß der Schriftsteller das Buch zurückgezogen und ganz und gar umgeschrieben hat. Auch einer unserer berühmtesten Schriftsteller, Marschak, hat nach der Kritik der Kinder eine seiner bekanntesten Geschichten ‚Teremok' umgearbeitet, obwohl sie bereits in einer Riesenauflage herausgekommen war.

Die Schriftsteller korrespondieren auch mit den Kindern, sie bekommen lange Briefe von ihnen. Wenn ein Schriftsteller ein neues Buch veröffentlicht hat, kommt er bald zu uns und erkundigt sich ungeduldig, ob für ihn noch keine

Post da sei. Die Kinder schreiben sehr ernst in der Wandzeitung über die Bücher, die sie gelesen haben. Ihr könnt euch das später unten ansehen.
Auch wir geben sehr viel auf das Urteil unserer Gäste. Unsere Pädagogen unterhalten sich mit den Kindern darüber, warum ihnen das eine Buch gefallen hat und das andere weniger.
In jedem Buch liegt ein kleiner Zettel, darauf sollen die Kinder schreiben, was sie über das Buch denken. Und wir stellen an Hand der Nachfrage nach den Büchern genau fest, welche Bücher am besten gefallen. Daraus lernen wir."
„Daß Kinder hier in der Sowjetunion so ernst genommen werden, hat mir schon mein Vater gesagt", meinte Fritz Peters nachdenklich.
„Ihr seid ja unsere Zukunft", sagte Olga Iwanowna einfach und nickte den Kindern zu. „Da müssen wir euch auch ernst nehmen."

Was sie am liebsten lesen

„Welche Bücher werden eigentlich besonders gern gelesen?" fragte Gerhard.
Ihre Begleiterin rief ein paar Kinder heran, die an den Tischchen saßen und lasen, und stellte jedem die Frage: „Welches Buch hast du am liebsten?"
„Timur und sein Trupp", sagte ein rundlicher, braungebrannter Junge, den die anderen Wasja nannten.
„Und du, Aljoscha?" Sie wandte sich an einen anderen Jungen.
„Timur und sein Trupp", kam wie aus der Pistole geschossen die Antwort.
Auch ein dritter Junge sagte schnell und ohne zu überlegen: „Timur und sein Trupp", und fügte hinzu: „Von Gaidar."
Zwei Jungen und einem Mädchen gefiel am besten „Wassjok und seine Freunde" von Ossejewa. Ein Mädchen schwor auf die lustigen Bücher von





Oft werden im Hause des Kinderbuchs Ausstellungen über besondere Themen oder über das Lebenswerk eines Dichters veranstaltet. Dafür herrscht immer reges Interesse

Nossow und sagte: „Eine fröhliche Familie." Einige Kleine schwärmten von dem Märchen „Wie die Zweien und Dreien von den Vieren und Fünfen hinausgeworfen werden". (Die Vieren und Fünfen im Zeugnis bedeuten in der Sowjetunion dasselbe wie bei uns die Zweien und Einsen.)

„Das also sind einige der beliebtesten Bücher", sagte die junge Pädagogin zu den deutschen Gästen, nachdem die Kinder wieder auf ihre Plätze zurückgegangen waren. „Aber kommt, es gibt noch mancherlei zu sehen."

„Was ist denn das?" fragte Gerhard erstaunt, als sie plötzlich vor einer aus Gips, Holz, Pappkarton und gefärbten Hobelspänen gebastelten, naturgetreu bemalten Landschaft standen.

„Das ist die Nachbildung einer Landschaft aus einer Erzählung. Hier nebenan

seht ihr die Nachbildung eines Wohnzimmers aus einer früheren Zeit", erklärte ihre Begleiterin. „Unsere Kinder lesen die Bücher nicht nur, sie malen auch Bilder von dem, was sie gelesen haben, sie basteln solche Nachbildungen oder fertigen die Kleider der in den Büchern vorkommenden Menschen an. So dringen sie in die Zeit und in die Geschichte des Gelesenen viel besser ein."
Dann gingen die Besucher in die ständige Buchausstellung des Hauses. Diesmal war es Hans Brehme, der immer wieder Fragen stellte, denn als Lehrer interessierte ihn diese Ausstellung besonders. Auf einzelnen Regalen befanden sich dort Zusammenstellungen von Büchern. Darunter war angegeben, für welches Alter die Bücher geeignet waren; denn jedes Buch setzt bestimmte Kenntnisse voraus, ohne die man es nicht verstehen kann.

Was Großmütterchen hier wohl will?

Während die Kinder alles betrachteten, drängte sich ein altes Mütterchen zu der jungen Pädagogin durch und fragte sie etwas.
Die Pädagogin antwortete ihr, entschuldigte sich für einen Augenblick bei den Kindern, führte das alte Mütterchen zu einem Regal und zeigte ihr verschiedene Bücher.
„Wollte das Großmütterchen auch Kinderbücher haben?" fragte Dieter übermütig, und die beiden Mädchen kicherten.
Aber ihre Begleiterin blieb ganz ernst. „Diese Großmutter hat sich erkundigt, was für Bücher sie ihrem Enkelkind zu lesen geben soll. Der Vater ist im Krieg gefallen, und die Tochter arbeitet tagsüber bei der Post. Die alte Frau, die erst als erwachsener Mensch lesen und schreiben gelernt hat, hält es für ihre Pflicht, dafür zu sorgen, daß ihr Enkelkind lernt und liest und etwas im Leben erreicht."
Jetzt waren auch unsere Freunde sehr ernst und betrachteten voll Ehrfurcht die alte, verhutzelte Frau.



„Sehr lehrreich ist diese Ausstellung", sagte Hans Brehme, „sagen Sie bitte, gibt es hier auch Bücher über Kinderbücher?"
Er erfuhr, daß im Hause auch eine Abteilung für Pädagogen, Wissenschaftler und Studenten der Pädagogischen Universität arbeite und daß dort jede Art wissenschaftlicher Literatur über Kinderbücher, die herausgekommen ist, zur Verfügung steht.

35 000 Briefe und ein Autobus

Aber diese Abteilung interessierte die Kinder nicht so sehr. Deshalb besichtigten sie, während Hans Brehme noch in alten Ausgaben von Kinderbüchern blätterte, die Briefabteilung des Hauses. Dort beantworteten drei Angestellte den ganzen Tag über nur Kinderbriefe. Christel fragte erstaunt: „Wieviel Briefe kommen denn dort an?"
Als sie erfuhren, daß das Haus des Kinderbuchs jährlich 35 000 Briefe und mehr erhalte, machten sie allerdings erstaunte Gesichter.
„Und wenn wir aus Berlin schreiben, würdet ihr uns dann auch antworten?"

wollte Dieter wissen und erhielt die Versicherung, daß jeder Brief beantwortet werde, selbstverständlich auch die Briefe deutscher Pioniere.
„Wir würden uns darüber ganz besonders freuen", fügte die eine Kollegin noch hinzu.
Die Zeit war wie im Fluge vergangen. Da die Pioniere abends noch ins Theater wollten, mußten sie aufbrechen. Im Hinausgehen fiel Fritz Peters plötzlich wieder die Wandzeitung ein. „Hier ist aber wirklich allerhand los!" rief er, während Gerhard den Artikel eines zehnjährigen Mädchens über ein Buch von Ossejewa las.
„Lies vor, Gerhard!" drängten die anderen. „Oder stell dich so, daß wir auch lesen können."
„Schön, ich lese", beruhigte sie Gerhard. Aber er machte eigentlich nur Inhaltsangaben: „Es findet ein Abend ‚Bücher, von denen wir träumen' statt; da erzählen Kinder den Schriftstellern, was für Bücher sie gern lesen möchten. Finde ich großartig! Hier ist von einer Konferenz die Rede: ‚Pioniere im Leben und Pioniere in der Literatur'. Das hier ist die Ankündigung einer Laienspielgruppe, die eine Szene aus ‚Timur und sein Trupp' aufführt."
Gerhard drehte sich erstaunt zu Olga Iwanowna um. „Hier ist wohl jeden Abend was los?"
Olga Iwanowna antwortete freundlich: „Ich habe euch ja gesagt, daß in diesem Haus des Kinderbuchs nicht nur gelesen wird. Übrigens hat man mir eben zugeflüstert, daß draußen gerade der Bücherautobus hält — sozusagen das ‚Bewegliche Haus des Kinderbuchs', das während der Ferien in die Kinderheime und Sanatorien fährt, um dort Lese- und Diskussionsabende zu veranstalten. Aber nun, Freunde, wollen wir uns bedanken und gehen, es wird höchste Zeit."
„Vielen Dank." — „Spassibo." — „Do swidanja." — „Auf Wiedersehn." So tönte es herüber und hinüber. „Und schreibt wirklich und schickt uns eure deutschen Kinderbücher!" Die Angestellten und Pädagogen winkten unseren Freunden zu.
„Wir schreiben bestimmt!" antworteten die deutschen Pioniere. Dann fuhr ein Wagen nach dem anderen die Gorkistraße hinunter.



Das Moskauer Kindertheater, wo unter anderen Stücken auch „Timur und sein Trupp" und „Schneeball" gespielt wurden, die viele von euch im Berliner Theater der Freundschaft oder einem Kindertheater in der Republik gesehen haben

Ursel berichtet über „2 : 0"

Liebe Hannelore,
eigentlich wollte ich Dir gar nicht schreiben, obwohl Du meine beste Freundin bist. Du weißt doch, wie die andern sind, die wollen dann alle einen Brief von mir. Aber weil Mutter mir schrieb, daß Du gern einen Brief von mir haben möchtest, und weil Dein Bruder Karl so um die Marken bettelt, schreibe ich doch. Nur sehr kurz. Laß Dir immer von Mutter meine Briefe zeigen. Erzählen werde ich Euch noch viel, viel mehr, wenn ich zurückkomme.



Was wir schon alles gesehen und erlebt haben, nein, das könnt Ihr Euch einfach nicht vorstellen. Ich glaube, an einem Tag habe ich hier mehr kennengelernt als früher in meinem ganzen Leben.

Gestern habe ich so gelacht, daß mir heute noch die Seiten weh tun. Wir waren nämlich im Puppentheater. Ja, nun denkst Du, das sind so Puppen wie bei uns im Kasperletheater, was? Da irrst Du Dich aber gewaltig! Damit haben die im Theater von Sergei Obraszow — zehnmal habe ich mir den Namen sagen lassen, ehe ich ihn behalten konnte — überhaupt nichts zu tun. Ich habe es zuerst kaum glauben können, daß das Puppen sind, so natürlich haben sie sich bewegt und getanzt. Ich habe immer gedacht, das ist ein Trick, vielleicht sind es doch kleine Menschen, obwohl es so kleine Menschen gar nicht gibt. Erst am Schluß, als die Sprecher mit den Figuren im Arm auf die Bühne kamen und sich verbeugten, da gab es keinen Zweifel mehr.

Das Stück hieß „2 : 0". Der Inhalt ist ungefähr so: Ein junger Mann fühlt sich immer krank und mißt dauernd Temperatur. Die Mutter verpäppelt ihn und bringt sich beinahe für ihn um. Aber da kommt ein Onkel — großartig war der, so ein Dicker mit einem langen Bart — und überredet ihn, daß er mit ihm ausgehen soll. In einem Gartenrestaurant macht der Dicke den Kranken mit einem jungen Mädchen bekannt. Das ist eine bekannte Schwimmerin und Springerin. Die redet überhaupt nur von ihrem Sport, das heißt, ich selbst habe ja nur wenig verstanden, aber es wurde uns so übersetzt. Der kranke Jüngling — ich

muß immer so lachen, wenn einer hier beim Übersetzen „Jüngling" sagt — verliebt sich Hals über Kopf in das Mädchen, und der dicke Onkel, der dem jungen Mann einen Gefallen tun möchte, schwindelt, daß der junge Mann auch ein guter Springer sei. Da fordert ihn das Mädchen auf, beim Wettspringen mitzumachen. Er kann nicht nein sagen, denn erstens will er den Dicken nicht blamieren, und zweitens will er nicht, daß das Mädchen ihn auslacht. Darum springt er vom Viermeterbrett, obwohl er nicht einmal schwimmen kann. Vorher übt er aber in der Badewanne Unterwasserschwimmen.

Wir haben richtig geschrien vor Lachen, aber die andern Leute auch. Besonders als der Junge auf dem Sprungbrett stand, vor Angst allerlei Verrenkungen machte und die anderen glaubten, er trainiere. Zum Schluß wird natürlich wieder alles gut, obwohl er nach dem Sprung ins Krankenhaus kommt.

Ich bin überzeugt, wenn Du das sehen könntest, würdest Du es auch nicht für möglich halten, daß Puppen so spielen können. Das ist ganz große Kunst! Morgen gehen wir zum Fußballspiel ins Sportstadion Dynamo. Unsere Jungen sind schon ganz aus dem Häuschen. Ich sehe mir so ein Fußballspiel auch mal

Marionettentheater! Eine Szene aus dem Stück „König Olm" von Sergei Obraszow



ganz gern an, aber noch lieber bummle ich durch die Straßen. Was da immer für ein Leben ist — dagegen ist der Betrieb bei uns am Alex gar nichts!
Schöne Geschäfte gibt es hier. Besonders eins hat es mir angetan, da werden lauter Sachen aus Uralsteinen verkauft. Geschnitzte Tierchen und Dosen und Schmuck. Das alles ist ganz billig, obwohl es doch Halbedelsteine sind. Aber davon gibt es hier sehr, sehr viele. Stelle Dir vor, wir haben alle etwas Geld bekommen, und bevor wir wegfahren, wird eingekauft. Da werden Vater und Mutter Augen machen. Für Mutter kaufe ich eine Brosche mit so einem Stein, den Namen kann ich mir nicht merken, es gibt Topase und Amethyste — ich habe erst Dieter fragen müssen, wie man das schreibt — und andere Steine. Für Vater und Mutter will ich Kaviar kaufen, den haben sie sicher noch nicht einmal gesehen. Früher war Kaviar ein Leckerbissen für Reiche, heute essen den hier alle. Menschenskind, der schmeckt! Aber erzähle zu Hause noch nichts davon, das soll eine Überraschung werden.
Nun schreibe ich vielleicht noch mal, wenn wir in Artek sind. Darauf freue ich mich auch schon sehr.

Grüße alle von
Deiner Ursel Handke





Ein Blick hinter die Kulissen des Marionettentheaters: zwei „Hauptdarsteller" — die Puppe Soluschka und der Tiger Schu-Chom in dem Stück „Mowgli"



Das muß aber spannend sein! Kinder der unteren Klassen bei der Aufführung eines in der Sowjetunion sehr beliebten Märchens „Doktor Aibolit"

Gespannt beobachten die Zuschauer die Vorgänge auf der Bühne





Unsere Freunde schreien sich heiser

Lieber Günther,
auf dieser Ansichtskarte siehst Du das Dynamo-Stadion, in dem wir gestern waren. Kannst sie ruhig rumzeigen. Besonders dem „Motte" von der Parkstraße, weil der doch immer mit seinem Fußballspiel angibt. Der soll mal sehen, wie das aussieht, der Heini. Für 90 000 Menschen hat das Stadion Platz, und das ist beinahe die Bevölkerung einer Großstadt, muß man bedenken. Zwei feine Mannschaften haben wir gesehen. Beide bestanden aus Arbeitern, die einen waren aus dem Stalinwerk für Autos und die anderen aus der Kugellagerfabrik. Die vom Stalinwerk hatten einen Mittelstürmer, der war Weltmeisterklasse. Aber auch die andern waren in Ordnung. Wir haben so gebrüllt, daß wir jetzt noch heiser sind. Die Leute schrien immer: „Udar! Udar!" und wir: „Tor! Tor!" Es geht nichts mehr auf die Karte, darum Schluß für heute.

Grüße an alle Freunde!
Dein Gerhard Pfeil





Liebe Eltern!

Unser Freund Dieter ist leider krank geworden. Er hat etwas mit der Galle oder mit dem Magen, und darum kam er heute ins Krankenhaus. Es soll nicht sehr schlimm sein, aber wir waren doch alle sehr traurig. Um uns ein wenig zu trösten, hat Olga Iwanowna mit uns einen kleinen Bummel durch die Stadt gemacht. Dabei haben wir viel gelernt.

In Deutschland habe ich Heimatkunde nie gern gemocht, erst jetzt verstehe ich, wie interessant sie ist. Oft kann man aus Straßen- und Ortsbezeichnungen die ganze Geschichte einer Stadt kennenlernen. Ich habe mich immer darüber gewundert, daß hier manche Plätze „Worota" (Tor) heißen, zum Beispiel Kropotkinskaja Worota oder Pokrowskaja Worota; oder manche Straßen „Wall", zum Beispiel Krymskiwall oder Grusinskiwall. Jetzt ist mir das alles klargeworden. Erinnert Ihr Euch, ich schrieb gleich in meinem ersten Brief, wie Moskau entstanden ist. Ein Lehrer hat uns erzählt, wie der Fürst Dolgoruki zuerst ein paar Holzhäuser bauen ließ und wie der Kreml wurde, wie im Laufe der Jahre dieser Kreml sein Aussehen immer wieder veränderte, bis man zuletzt die herrlichen Paläste und Kirchen des Zaren dort baute, die heute noch dort stehen. Dann schrieb ich Euch auch, wie die Kremlmauer sich immer wieder änderte, bis sie ungefähr vor 450 Jahren die Form erhielt, die sie noch heute hat. Und nun hat uns Olga Iwanowna weiter erzählt, wie sich rings um dem Kreml das Volk ansiedelte, Handwerker und Geschäftsleute. Um auch sie vor Überfällen zu schützen, wurde in einem weiten Ring um den Kreml eine zweite Mauer aus weißen Steinen gezogen. Die Gebäude innerhalb dieser weißen Mauer nannte man die „Weiße Stadt". Aber diese Stadt wuchs und wuchs, und bald hatten die Menschen innerhalb der Mauer keinen Platz mehr. Deshalb siedelten sie sich außerhalb der Mauer an, und nach einiger Zeit wurde um diese Ansiedlung wieder eine Mauer errichtet, diesmal eine Holzmauer. Die Stadt innerhalb dieses Gürtels nannte man die „Hölzerne Stadt".



So sah früher das Moskwa-Ufer fast überall in der Stadt aus —

— und heute so! Die Ufer sind mit Granit eingefaßt, die Straßen sind asphaltiert. Im Hintergrund: der Kreml

Als die Holzmauer abbrannte, wurden an ihrer Stelle steinerne Wälle gebaut. Als das Russische Reich dann immer größer und mächtiger wurde und nicht mehr zu fürchten brauchte, daß seine Hauptstadt überfallen werden könnte, wurden die Mauern und Wälle niedergerissen. Dort, wo die erste Mauer gestanden hatte, befindet sich heute ein breiter, grüner Gürtel, das ist der A-Boulevard. Dort, wo sich die Wälle befunden haben, ist jetzt ebenfalls ein Parkgürtel, der B-Boulevard. Und die Plätze an den Festungstoren heißen heute noch „Worota" (Tor), und wo ehemals die Wälle gestanden haben, heißen die Straßen Wall. Doch noch viele andere Orts- und Straßenbezeichnungen gibt es, die von der Entstehung der Stadt sprechen. Olga Iwanowna weiß das



alles. Die breiten Straßen, die die Ringe durchschneiden, waren ehemals wichtige Handelsstraßen, und sie tragen zum großen Teil heute den Namen der Städte, wohin sie führen. Die Straße nach Dmitrow heißt Dmitrowka, die Straße nach Kaluga heißt Kalushskaja; die Straße, die zu den Tataren führte, zur „Goldenen Horde" (Solotaja orda), heißt Ordynka; die Straße nach Twer hieß die Twerskaja, heute ist es die Gorkistraße. Diese durch das Wachstum der Stadt entstandene natürliche Struktur des Ringsystems, sagt Olga Iwanowna, hat man auch bei dem Neubau der Stadt beibehalten.

Aus den Namen der Straßen geht auch sehr oft hervor, was für Menschen früher dort gewohnt haben. Ganz in der Nähe unseres Hotels ist eine kleine Straße, die heißt Puschetschnaja, auf deutsch Kanonengasse; Puschka heißt Kanone, also war da früher einmal eine Kanonengießerei. Übrigens gibt es im Kreml eine riesige alte Kanone, die ist in der Puschetschnaja gegossen worden. Nicht weit von der Kanonengasse ist der Kusnetzki-Most, zu deutsch die Schmiedebrücke; aber es ist keine Brücke, sondern eine Straße, und da lebten früher Schmiede der Kanonengießerei. In der Koshewnitzscheskaja Uliza, der Lederstraße, wohnten einmal die Gerber und Sattler, in der Gontscharnaja Uliza, der Töpferstraße, die Töpfer.

Wir wanderten durch viele Straßen, Gassen und Plätze und stellten uns vor, wie es einst hier ausgesehen haben mochte. Wißt ihr, wenn Olga Iwanowna etwas erzählt, dann sieht man es richtig vor sich. Sie führte uns einmal nach „Sa radje". Das ist ein Stadtteil am Ufer der Moskwa. Sa radje heißt nämlich

am Ufer. Dort wird jetzt ein wunderbares Hochhaus gebaut. Stellt Euch vor, zweiunddreißig Stockwerke hoch! Häuser bis zu sechzehn Stockwerken nennt man hier noch nicht Hochhäuser.

In dieser Gegend standen früher ganz scheußliche Mietskasernen. Die Höfe stanken vor Unrat, die Häuser waren verwahrlost, die Straßen schlecht beleuchtet. Aber die Besitzer dieser Häuser verdienten trotzdem sehr gut, denn es wohnten unglaublich viel Arbeiterfamilien in so einem Haus. Die Mieten waren nicht niedrig, obwohl überhaupt keine Reparaturen gemacht wurden. Immer, wenn ich das Neue sehe, denke ich an Vater und an alles, was er mir von den Kämpfen der Arbeiterschaft erzählt hat, wie sie sich ihre Rechte Stück für Stück erkämpfen mußte und wie viele nicht glaubten, daß die Arbeiter ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen könnten. Auch heute gibt es doch in den kapitalistischen Ländern noch Arbeiter, die nicht an die eigene Kraft glauben. Und wenn ich feststelle, was jetzt hier ist und was früher einmal war, dann kann ich das überhaupt nicht verstehen.

Olga Iwanowna erzählte uns, daß es bei den Fabriken früher Gemeinschaftsunterkünfte gab. Das waren so eine Art von Arbeiterkasernen. Weil eine Familie nicht mehr als sechs Quadratmeter zu beanspruchen hatte, wurden die Räume in diesen Arbeiterkasernen durch Vorhänge in viele kleine „Zimmer" aufgeteilt. In einem „Zimmer" hausten manchmal acht Menschen! Gewöhnlich gab es nur ein Bett, das gehörte dem Vater, der Mutter oder dem Großvater; die andern schliefen auf dem Boden. Und stellt Euch vor, ein Raum hatte manchmal zehn abgeteilte „Zimmer", es schliefen also etwa 80 Menschen darin. Im Museum für die Rekonstruktion Moskaus kann man noch so ein Bild von einer Arbeiterkaserne sehen. Die Menschen lebten dort wie Gefangene. Für alles gab





Neue Häuser überall, wohin man blickt! An dieser Uferstraße der Moskwa standen vor wenigen Jahren nicht nur häßliche oder baufällige Steinhäuser, sondern auch noch Holzhäuser

es Geldstrafen: für lautes Sprechen, für Singen oder Ziehharmonikaspielen, ja, sie durften nach acht Uhr das Haus nicht mehr verlassen.

Und jetzt sind die Arbeiter zusammen mit allen Werktätigen die Herren dieses Landes und bauen wundervolle Städte und Kulturpaläste und Hochhäuser!

Das Hochhaus, von dem ich vorhin schrieb und das hier an der Steile gebaut wurde, wo früher die elenden Arbeiterhäuser standen, wird aus fertigen Blöcken zusammengesetzt. Darum geht das Bauen auch so schnell, und die Häuser sehen sehr schön aus. In diesem Jahr werden acht Hochhäuser fertig, dazu eine ganze Reihe Häuser, die wir ebenfalls Hochhäuser nennen würden, die aber weniger als sechzehn Stockwerke haben.

In den nächsten Tagen sollen wir auch die neue Universität besichtigen. Olga Iwanowna wäre heute schon mit uns hinausgefahren, aber wir hatten eine Menge

Zeit in der Stadt verbummelt, es gab zu viel Interessantes zu sehen. Schade, daß Dieter nicht mit dabei sein konnte. Sagt aber Schönings bitte nichts von seiner Krankheit; sie würden sich bloß aufregen, und vielleicht ist Dieter, wenn sie es erfahren, schon längst wieder gesund!

Daß Ihr Euch Großvater Moschim nach meinem Brief gut vorstellen könnt, hat mich ganz stolz gemacht. Dieter schreibt ja viel besser als ich, aber ich habe bei ihm schon viel gelernt. Früher habe ich nicht gern Briefe geschrieben, aber jetzt macht es mir richtig Spaß. Das kommt daher, weil man wirklich was zu schreiben hat. Vaters Wunsch, etwas über eine sowjetische Fabrik zu erfahren, werde ich im nächsten Brief erfüllen. Ich habe Olga Iwanowna schon davon erzählt, und sie hat gesagt, sie freut sich über meine Bitte.

Also für heute viele Grüße und Küsse
von Eurem Fritz

Das Hochhaus am Kotjelnitschesker Ufer in festlicher Beleuchtung am Tag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution



Lieber Papi, liebe Mami,

bitte erschreckt nicht. Diesen Brief schreibe ich aus dem Krankenhaus. Aber es ist wirklich nichts Schlimmes, und in zwei Tagen soll ich schon wieder herauskommen.

Warum ich ins Krankenhaus mußte? Ich hatte plötzlich heftige Leibschmerzen und dazu noch 39,7° Fieber. Da wurde ich ins Krankenhaus gebracht. Papi wollte doch schon immer, daß ich ihm etwas über Ärzte und Krankenhäuser schreibe. Jetzt kann ich also aus eigener Erfahrung berichten.

Dieses Krankenhaus wurde erst vor kurzer Zeit gebaut. Es befindet sich in der Nähe der Arbatstraße. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es noch irgendwo in der Welt so ein Krankenhaus gibt.

In jedem Stockwerk sind große Hallen mit eingelegtem Marmorfußboden, die Wände sind getäfelt, und für diese Täfelung wurden kostbare, polierte Hölzer verwendet. So prächtig wie die Fußböden und Wände ist auch die ganze Einrichtung: die breiten bequemen Sessel, die Teppiche, alles ist ungeheuer reich und trotzdem nicht übertrieben. Alles ist hygienisch und peinlich sauber. Auch in den Ordinationsräumen — wir würden Sprechzimmer sagen — ist nur sehr wertvolles Material verwendet worden. Die Hölzer der Sessel und Stühle sind auch hier wunderbar. Die Bezüge können abgewaschen werden, wie überhaupt alles, was in diesen Räumen steht. Ach, ich wollte, Papi könnte sich das hier ansehen! Er wäre bestimmt begeistert, vor allem von den Apparaten. Die modernsten und besten medizinischen Geräte gibt es in diesem Krankenhaus.

Als ich eingeliefert wurde, konnte ich das alles noch nicht sehen, aber jetzt darf ich schon umhergehen und mir alles anschauen. Die Kinderabteilung ist in einem besonderen Haus untergebracht. In meinem Zimmer liegen noch zwei Jungen, wir haben uns bald angefreundet. Die Verständigung klappt ganz gut. Wenn ihre deutschen und meine russischen Sprachkenntnisse nicht aus-



reichen, nehmen wir eben die Hände zu Hilfe.

Wir haben eine sehr nette Ärztin. Sie heißt Maria Markowna, das heißt, das ist ihr Vorname und Vatersname; ihren Familiennamen weiß ich nicht einmal.

Gleich am ersten Tag wurden alle möglichen Analysen und Röntgenaufnahmen von mir gemacht, ja, sogar meine Zähne wurden untersucht. Als ich Maria Markowna

Luft und Licht sind im Kindersanatorium zwei wesentliche Gesundungsmittel

Die Zeit, in der man sich schon gesund fühlt, aber noch nicht aufstehen darf, vergeht schneller bei Spiel und nützlicher Beschäftigung



„Tut's weh, Swetlana?" — „Nein, gar nicht!" Ein paar Tröpfchen Blut lassen unter dem Mikroskop erkennen, ob Swetlana schon wieder ganz gesund ist

sagte, ich hätte nur etwas mit dem Magen, meine Zähne wären vollkommen in Ordnung, sagte sie: „Die Ursachen einer Krankheit liegen oft dort, wo man sie gar nicht vermutet. Darum untersuchen wir den ganzen Menschen, denn der Mensch ist ein Ganzes." Ich habe ihr erzählt, daß du, lieber Papi, das auch immer sagst. Da hat sie sich gefreut.

Es gibt hier sehr viele Ärztinnen, das ist mir gleich aufgefallen. Maria Markowna sagte: „Sehr viele Frauen studieren Medizin. Aber auch auf allen anderen Gebieten sind die sowjetischen Frauen tätig. In der Sowjetunion ist die Gleichberechtigung der Frau praktisch durchgeführt."

Ich habe sie auch gefragt, ob es hier noch Ärzte gibt, die eine Privatpraxis haben; Papi hat sich doch dafür interessiert. Sie meinte, es gäbe hier und da einen Arzt, der eine Privatpraxis hat, aber das wäre sehr selten. Erstens kann der Arzt sich keine Sprechstundenhilfe nehmen, weil hierzulande kein Mensch aus der Arbeit eines anderen Menschen Nutzen ziehen darf; zweitens kann ein Arzt sich in einer Privatpraxis nicht so moderne Geräte und Apparate

leisten wie ein Krankenhaus oder eine Poliklinik; drittens kann ein Patient jeden Arzt, dem er besonders vertraut, auch in einer Klinik zu Rate ziehen. Jeder Sowjetbürger ist versichert, dafür braucht er selbst keine Kopeke zu zahlen, und er kann zu jedem beliebigen Arzt gehen. Viertens, erklärte Maria Markowna, sind die Ärzte selbst gegen eine Privatpraxis. Sie halten es für unmoralisch, daß dieser Beruf — der humanste aller Berufe — dadurch entwürdigt wird, daß die Leistung des Arztes von dem zufälligen Inhalt des Geldbeutels seiner Patienten abhängig ist. Maria Markowna hat das Wort „humanste" gleich übersetzt und gesagt „der menschlichste aller Berufe".

Ich habe mir das genau überlegt und finde es sehr richtig. Es ist doch schrecklich, wenn etwa ein Mensch, der wenig Geld hat, nicht so viel für seine Gesundheit tun kann wie ein Mensch, der reich ist. Ja, viele Ärzte machen sogar Unterschiede in der Behandlung von Kranken, die von der Krankenkasse kommen. Sie behandeln sie weniger sorgfältig als solche, die selber bezahlen. Ich weiß, das tut Papi nie. Darüber bin ich sehr froh. Aber ich weiß, im Westen ist das noch so üblich, das ist doch sehr traurig.

Die Schwester ist eben hereingekommen und will Temperatur messen, also muß ich aufhören. Das Temperaturmessen ist nur noch eine Formalität, ich habe längst kein Fieber mehr. Noch einmal, macht Euch keine Sorgen! Ich habe Disulfan bekommen. Kennst Du das, Papi? Ein gutes Medikament. Ich bin schon wieder ganz gesund.

Viele Küsse von Eurem
gesunden Kranken, auf jeden Fall fröhlichen Dieter

Wer weiß, was eine Datscha ist?

Christel hatte ihren Brief gerade begonnen. Sie schrieb: Liebes Muttchen, gestern haben wir das Ballett „Schwanensee" in der Großen Oper gesehen. War das schön! Es ist ein Märchen von einer Prinzessin, die in einen Schwan verzaubert wurde und dann von einem Prinzen erlöst wird. Die Musik ist von



Das Große Akademische Theater auf dem Swerdlowplatz

Tschaikowski. Unbeschreiblich! Es ist so schade, daß man Musik überhaupt nicht beschreiben kann, man kann sie nur fühlen. Aber auch der Tanz! Wie all die Schwäne, die Prinzessin und ihre Gespielinnen, die mit ihr verzaubert waren, sich biegen und wiegen — das war . . . Weiter kam Christel nicht, denn Tamara stürzte ins Zimmer und schrie: „Du kommst mit auf unsere Datscha! Ihr kommt alle mit! Olga Iwanowna ist einverstanden, euer Pionierleiter auch!" Dabei hatte sie Christel hochgezogen, umarmt und durchs Zimmer gewirbelt. Christel ging fast der Atem aus.

„Was ist denn das, eine Datscha?" fragte sie endlich lachend, als Tamara sie losließ.

„Du wirst schon sehen, du wirst alles sehen!" jubelte Tamara und sauste zu Ursel, die eben einen langen Brief beendete. Die anderen Freunde warteten schon auf die Mädchen. Natürlich war auch Borja dabei.

Diesmal fuhren sie nicht im Auto. Die deutschen Gäste sollten auch eine elektrische Bahn kennenlernen, die Moskau nach allen Richtungen mit den Vororten verbindet.



Das sahen unsere
Freunde nicht:
Die beiden jungen
Künstler,
der Stalinpreisträger
Ashold Makarow
und die Solotänzerin
Olga Moissejewa
bei einer Probe zu dem
Ballett „Schwanensee“



Doch das sahen sie:
Die Gespielinnen
der Prinzessin
werden in Schwäne
verwandelt



Und hier
brachen sie
in begeistertes
Klatschen aus:
Die Erlösung der Prinzessin,
das große Schlußbild
in „Schwanensee“

Sie fuhren mit der Metro bis zum Sewerny-Woksal, dem Nordbahnhof. Und gerade, als sie dort ankamen, wurde durch den Lautsprecher ihr Zug angekündigt. So schlossen sie sich dem Menschenstrom an, der zum Bahnsteig III flutete, und saßen kurze Zeit darauf fröhlich unter fröhlichen Fahrgästen, die alle hinaus ins Grüne wollten, zum Baden, zum Wandern, in Erholungsheime, in Tageserholungsstätten oder auf Datschen.

„Was ist denn das, eine Datscha?" wollte nun auch Dieter wissen, der schon wieder gesund war und heute zum erstenmal nach seiner Krankheit mit den anderen einen Ausflug machte.

„Du wirst schon sehen", antwortete Tamara vergnügt.

Aber Olga Iwanowna meinte: „Etwas können wir unseren Freunden schon erzählen, damit nehmen wir ihnen nichts vorweg. Datschen", fuhr sie fort, „sind kleinere und größere Sommerhäuser. Ihr würdet sie, glaube ich, Land-

Eine Datscha in der Umgebung Moskaus; wir würden sagen: ein hölzernes Landhaus





Während der Sommermonate übersiedeln Hunderttausende von Moskauern, meist die ganzen Familien, in die Umgebung und wohnen in Datschen

häuser nennen. Zur Zeit des Zarismus hatten nur die wohlhabenden Leute ihre eigenen Datschen. Das waren — und sind auch heute noch zu einem großen Teil — Holzhäuser, deren Fenster und Türen mit kunstvollen Schnitzereien verziert sind. Ihr müßt wissen, daß Rußland eine alte Tradition auf dem Gebiete der Holzverarbeitung hat. Natürlich gehört zu einer Datscha auch ein schöner großer Garten und häufig auch eine Terrasse. Heute besitzen schon sehr viele Menschen ihre eigenen Datschen. Auch die verschiedenen Organisationen, Betriebe, Fabriken haben Datschen für ihre Arbeiter und

Angestellten. Aber man kann auch Datschen für den Sommer mieten, und wenn der Frühling beginnt, fahren Tausende von Lastkraftwagen und Fuhrwerken, mit dem ganzen Sommerhausrat beladen, in die Vororte — wir nennen sie auch Datschenorte."

„Mit den ganzen Klamotten fahren sie los?" Ursel wunderte sich. Olga Iwanowa mußte lachen, als ihr Fritz das Wort Klamotten übersetzt hatte. „Ja", sagte sie dann, „wenn man auf die Datscha fährt, nimmt man sich alles mit: einfache Möbel, Haushaltungsgegenstände, Bettzeug, Bücher, Spiele, denn man richtet sich ja für den ganzen Sommer ein, nicht nur für die Urlaubszeit. Die meisten Moskauer fahren Anfang Mai hinaus und kommen erst im September wieder zurück. Das ganze Leben übersiedelt sozusagen aus der Stadt ins Grüne.

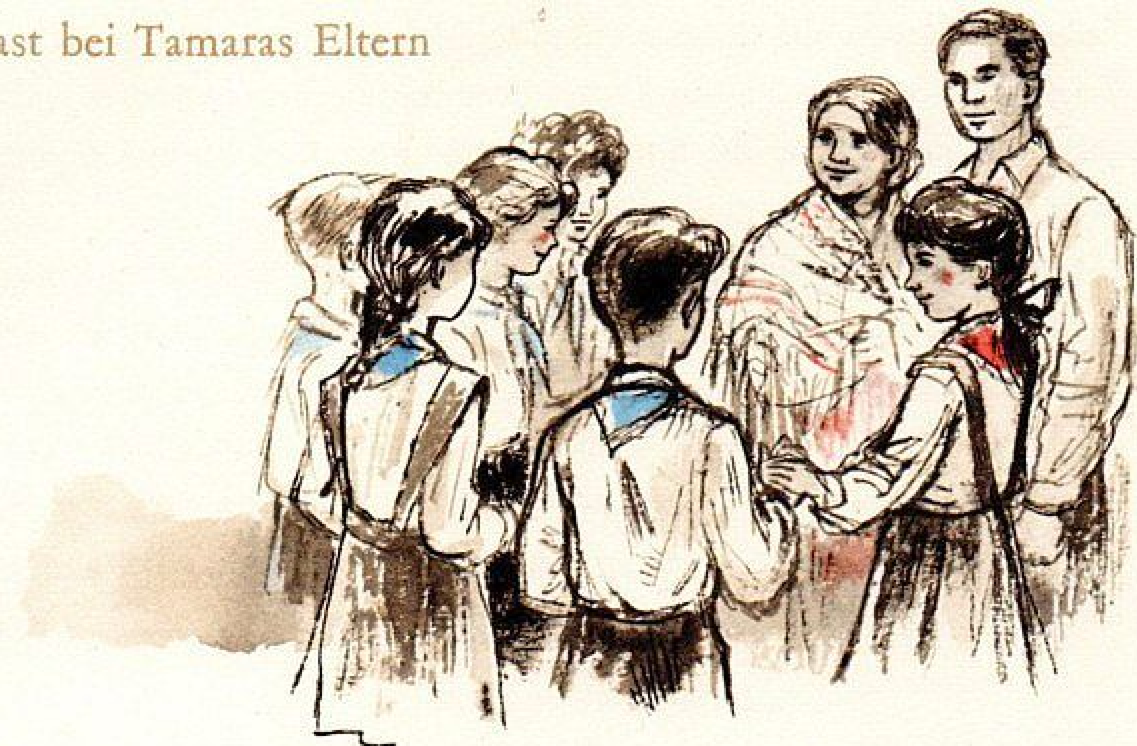
Wenn der Urlaub vorüber ist, fahren Männer und Frauen jeden Morgen in die Stadt zur Arbeit und abends wieder auf die Datscha. Die Kinder aber haben ein paar herrliche freie Monate. Sehr viele Kinder fahren auch in eigene Kinderdatschen; über solche Kinderdatschen verfügt jeder Betrieb, jede Fabrik und jede Organisation. Aber davon will ich euch jetzt nichts mehr erzählen, denn dort, wo wir hinkommen, werdet ihr vieles sehen."

„Warum fahren denn die arbeitenden Menschen tagtäglich im Sommer aufs Land?" fragte Dieter. „Das ist doch ziemlich zeitraubend, wenn es dort auch bestimmt hübscher ist als im Sommer in der Stadt."

„Du hast recht, Dieter", antwortete Olga Iwanowna. „Aber die halbe Stunde Bahnfahrt mehr als sonst macht nicht allzuviel aus. Ihr müßt wissen, daß Moskau sogenanntes Kontinentalklima hat — im Winter ist es sehr kalt und im Sommer sehr warm. Da ist die Datscha schon etwas sehr Schönes."



Zu Gast bei Tamaras Eltern



Auf den Datschenstationen der Vorortbahn herrschte reges Leben. Da waren Buden mit Eis und Süßigkeiten, kleine Verkaufsstände und Gaststätten. Das Ziel unserer Freunde hieß Walentinowka, da wohnte Tamaras Familie.

Tamaras Vater arbeitete als Werkmeister in der Fabrik „Kaliber". Dort werden Präzisionsinstrumente hergestellt. „Kaliber" ist zwar schon eine ältere Fabrik — sie entstand im Jahre 1932 — aber ihre Einrichtung wurde mit dem Fortschreiten der Technik immer wieder erneuert und ergänzt.

Auch Tamaras Mutter arbeitete in dieser Fabrik, sie ist Angestellte im Konstruktionsbüro.

Tamara hatte zwei jüngere Schwestern. Die Kleinste ging noch nicht zur Schule, und die andere besuchte die zweite Klasse.

Im Winter waren die beiden Schwestern tagsüber in dem ausgezeichneten Betriebskindergarten untergebracht, den Sommer verlebten sie natürlich mit den Eltern zusammen auf der Datscha. Die Oma oder, wie man auf russisch sagt, die „Babuschka", sorgte für sie.

Die deutschen Gäste wurden von der ganzen Familie mit großem Hallo begrüßt. Auch einige Kollegen und Kolleginnen aus dem Werk „Kaliber", die mit der Familie befreundet waren, hatten es sich nicht nehmen lassen, zum Empfang zu kommen.

Tamaras Vater — alle nannten ihn mit seinem Vor- und Vatersnamen Grigori Grigorjewitsch — stellte den jungen Freunden die Anwesenden vor, darunter auch eine junge Frau, die Schura hieß und von der Grigori Grigorjewitsch sagte, sie sei eine der besten Arbeiterinnen in der Fabrik.
„Dürfen wir nicht einmal zu Ihnen in die Fabrik kommen?" bat Fritz Peters, der daran dachte, daß er seinem Vater brieflich versprochen hatte, über eine Fabrik zu berichten.
„Natürlich dürft ihr das." Tamaras Vater nickte freundlich, und Olga Iwanowna sagte: „Ich wollte euch eigentlich ins ‚Stalinwerk' führen, aber vielleicht ist es ganz gut, wenn ihr nicht einen der modernsten Betriebe, sondern einen ganz durchschnittlichen Betrieb seht."

Der Samowar summt, und der Kuchen schmeckt gut

„Aber jetzt müßt ihr euch die Datscha ansehen. Dann trinken wir Tee und machen einen Spaziergang", sagte Tamara. Sie hatte ein ganzes Programm für den Rest des Tages aufgestellt. Tamaras Mutter, Irina Timofejewna, nickte zustimmend. „Zeig ihnen die Datscha, Tamara, wir werden inzwischen den Samowar anheizen."
Als Fritz hörte, daß ein Samowar angeheizt werden sollte, bot er sofort seine Hilfe an und versicherte, er wisse ganz genau, wie das gemacht wird. Die Berliner Pioniere sahen ihn erstaunt an, nur Borja blinzelte ihm verständnisvoll zu. Dann heizten die beiden Jungen den Samowar an. Als sie damit fertig waren, wurden alle von Tamara durch die Datscha geführt.
„Auf so einer Datscha würde es mir schon gefallen", meinte Gerhard, als sie durch die hellen, geräumigen Zimmer gingen. Mitten im Haus stand ein riesiger Ofen, der an kühlen Tagen alle Zimmer heizte, und die Terrasse hatte kunstvoll geschnitzte Holzsäulen. Gerade als sie sich den großen Garten ansehen wollten, rief Tamaras Mutter. Der Tee war fertig, und der Kuchen — stellten sie einige Minuten später fest — schmeckte großartig.

Doch schließlich meinte Tamara, es sei höchste Zeit, wenn man noch den Ort besichtigen und vielleicht gar baden wollte. „Ja, baden, baden!" schrien alle, beinahe hätten sie einen Indianertanz aufgeführt. Vergnügt liefen sie den anderen voraus. An der Kljasma — einem kleinen Fluß — war schon viel Betrieb. Eben war ein Autobus mit einer lustigen, lärmenden Gesellschaft angekommen, und Olga Iwanowna erklärte den Kindern, daß das ein Betriebsausflug sei und daß die Betriebe im Sommer oft solche Ausflüge machten, natürlich auf Kosten des Werkes, der Fabrik oder des Instituts.

Nach dem Baden fühlten sich unsere Freunde wunderbar frisch, und nun ging es unter Tamaras Führung durch den Ort.

Überall begegneten ihnen Kindergruppen. Die eine Gruppe trug rote Mützchen, die andere blaue, wieder eine andere grüne oder blaue mit roten Pünktchen. Es sah sehr lustig aus. Auch die Spielzeuge waren farbenfroh.

Diese Kinder lebten in den vielen, vielen Kinderdatschen ringsumher. Olga Iwanowna erklärte unseren Freunden, daß die Eltern, wenn sie ihre Kinder aus irgendwelchen Gründen im Sommer nicht bei sich haben konnten oder wollten — vielleicht weil sie selbst verreisten und sich dringend erholen mußten — die Kleinen in solch eine Kinderdatscha schicken. Dort waren sie gut untergebracht, sie wurden ausgezeichnet verpflegt, spielten und tummelten sich unter der Aufsicht geprüfter Pädagogen; es gab Ärzte und Schwestern, die für die Gesundheit der Kinder verantwortlich waren.

Am liebsten hätten nun unsere Freunde noch so eine Kinderdatscha besucht. Aber Tamara versicherte: „Die könnt ihr noch ein anderes Mal sehen. Jetzt gehen wir in unseren Kulturpark!"

„Da müssen wir wohl zurücklaufen?" erkundigte sich Gerhard.

„Warum zurück?"

„Vor uns ist doch Wald", meinte Dieter.

„Im Wald ist doch der Kulturpark!" Tamara lachte.



Und wirklich: Mitten im Wald, auf einer großen Lichtung, sahen unsere Freunde plötzlich ein schönes Freilichttheater, eine große Tanzfläche und davor einen Musikpavillon, ferner einen Spielplatz mit einem Häuschen, in dem sich eine Menge Spielzeug befand, die verschiedensten Sportplätze, einen Cafégarten und ein Restaurant — und das alles in einem kleinen Datschenort von Moskau!

„Ja, ja", sagte Hans Brehme, als er das Erstaunen der Kinder bemerkte, „hier wird für die Erholung und Unterhaltung der Werktätigen in jeder Hinsicht gesorgt. Im Lande des Sozialismus findet man, daß beides untrennbar zusammengehört: Arbeit und Erholung! Ich glaube, jetzt wißt ihr, was ein Datschenort und was eine Datscha ist."

An den Ufern der Moskauer Flüsse,
der Moskwa und der Kljasma,
herrscht im Sommer reges Badeleben



Liebe deutsche Pioniere!
Wir Pioniere vom schwimmenden Pionierlager ‚Boris Stschukin' laden Euch ein, uns heute zu besuchen.

Die Stalingrader Pioniere

War das eine Aufregung, als unsere Freunde diesen Brief, von einem der Stalingrader Pioniere feierlich überbracht, nach dem Frühstück lasen! Das Schiff war am Tag vorher angekommen und lag in Chimki, dem Moskauer Flußhafen, vor Anker.

„Was für ein Schiff ist es denn?" erkundigte sich Ursel eifrig. „Ein Segelboot?"

„Ein Dampfer, ein richtiger großer Dampfer", rief Wanja, der sowjetische Pionierleiter, und Olga Iwanowna setzte fragend hinzu: „Ihr wißt doch, daß hier in Moskau schon ganz große Schiffe anlegen, seit der Moskwa-Wolga-Kanal fertig geworden ist?"

„Ja, sogar Hochseedampfer", Dieter Schöning nickte zur Bekräftigung, „denn Moskau ist jetzt ein Hafen von drei Meeren und wird bald ein Hafen von fünf Meeren sein. Ich habe darüber gelesen."

„Ausgezeichnet", lobte Hans Brehme, „weißt du auch, von welchen Meeren?"

„Ich weiß es!" meldete sich plötzlich Christel. „Ich habe in Berlin eine Karte in der ‚Täglichen Rundschau' gesehen. Der Moskwa-Wolga-Kanal verbindet Moskau mit dem Weißen Meer, mit dem Kaspischen Meer und mit der Ostsee."

„Donnerwetter, Christel, alle Achtung!" rief Fritz Peters anerkennend.

„Gut, Christel", meinte Hans Brehme. „Aber weißt du auch, mit welchen Meeren es bald noch verbunden sein wird?"

„Mit . . .", überlegte Christel, „mit . . ."

„Mit dem Asowschen und dem Schwarzen Meer", half ihr Dieter. „Durch den Wolga-Don-Kanal."

„Das wird sogar schon im nächsten Jahr geschehen", fügte Olga Iwanowna hinzu.



Das schwimmende Pionierlager

Wäre der „Boris Stschukin" nicht gewesen, dann hätten unsere Freunde dem sehenswerten Flußhafen Chimki viel mehr Ehre angetan. In seiner Form, mit der zwei Stockwerke hohen Säulenhalle und dem schmalen, hoch in den Himmel ragenden Turm, der einen großen Sowjetstern trägt, gleicht der Hafenbahnhof einem Palast.

Aber sie hatten es sehr eilig, zum „Boris Stschukin" zu kommen, denn an Bord des Schiffes standen die Stalingrader Pioniere und winkten ihnen zu.



Der Moskauer Flußhafen Chimki. Wer weiß, wieviel Meere man von ihm aus erreichen kann?

Dieses besonders schöne Flugzeugmodell haben Moskauer Schüler den Pionieren der Heldenstadt Stalingrad geschenkt

Das schwimmende Pionierlager „Boris Stschukin". Der Kapitän N. Sarbajew erzählt seinen jungen Freunden von Abenteuern auf Flüssen, Seen und Meeren

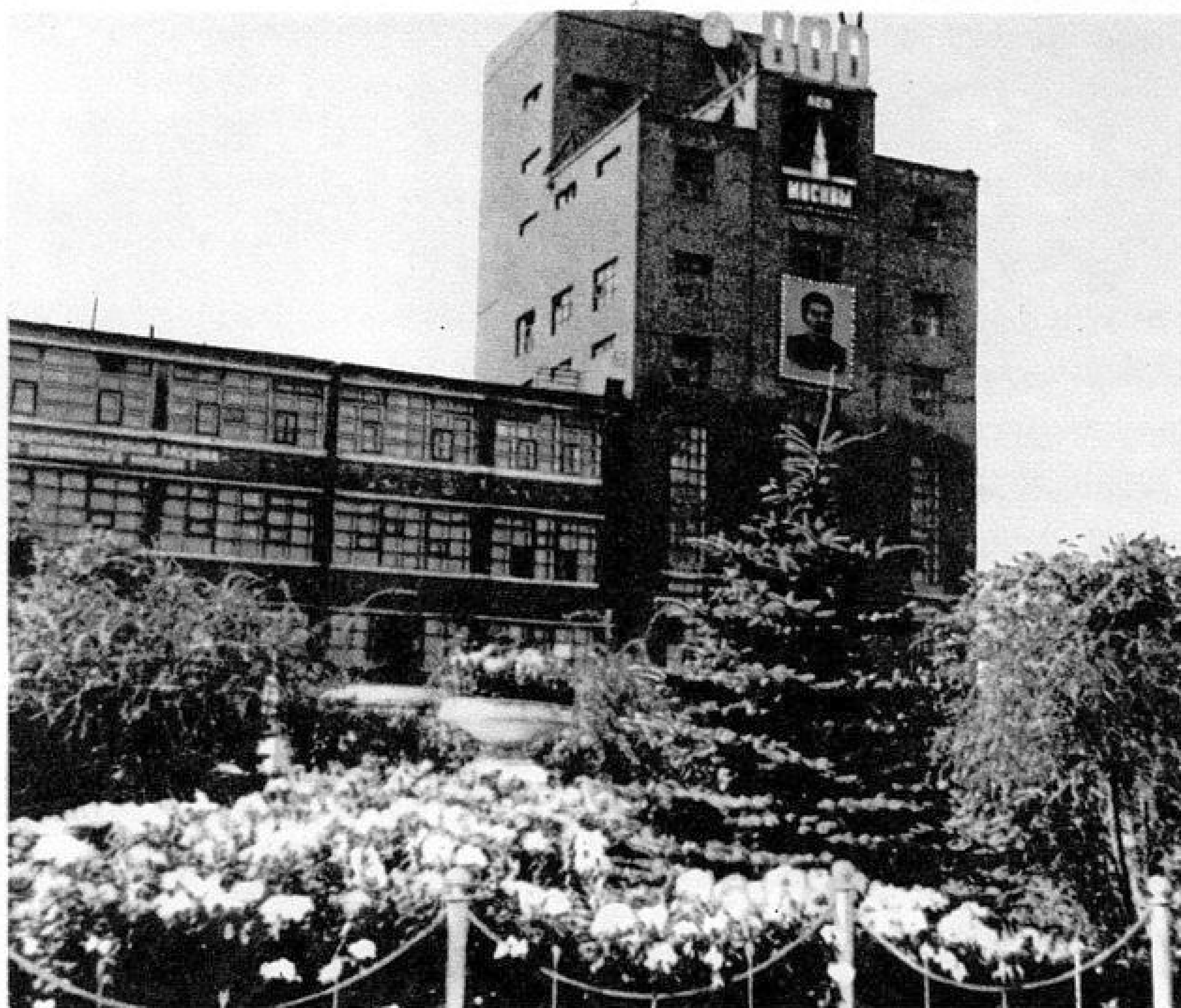


Das war ein Schiff! Drei Stockwerke hoch, allein die Aufbauten. Und was es erst an Bord alles zu sehen gab: die schönen, sauberen Schlafkabinen, in denen je vier Pioniere schliefen, auf jeder Seite zwei übereinander; dann der Eßsaal und die Gesellschaftsräume. Mit allen möglichen Spielen konnte man sich beschäftigen und auch Sport treiben. Schließlich waren da noch die Maschinen und Kesselanlagen. Dafür interessierte sich außer den Jungen Ursel ganz besonders, und rasch hatten sie sich mit den Maschinisten und Heizern angefreundet.
Aber das wichtigste waren natürlich die Stalingrader Pioniere selbst, die ihre deutschen Freunde herzlich begrüßten, obwohl gerade ihre Heimatstadt Stalingrad durch Deutsche soviel Schweres zu dulden gehabt hatte.
Hans Brehme sprach auch ganz offen in seiner kleinen Rede darüber, die er als Antwort auf die Begrüßung des Stalingrader Pionierleiters hielt. Dieses Treffen der Stalingrader und Berliner zeige, so sagte er, daß die Menschen nur wirklich glücklich sein können, wenn sie wie Freunde zusammen leben. „Wir reichen den Kindern des tapferen Stalingrad die Hand. Wir versprechen,

daß wir, so jung wir sind, alle unsere Kräfte anspannen werden, damit es nie wieder zu einem Krieg kommen kann, damit der Frieden uns erhalten bleibe!"
Die Stalingrader Kinder klatschten freudig Beifall. Dann geleiteten sie ihre Gäste zur festlich gedeckten Tafel. Bei Kakao und Kuchen kam mit Olga Iwanownas Hilfe bald ein lebhaftes Gespräch in Gang. Besonders interessant waren die Erzählungen des Schiffskapitäns Sarbajew, der sich zu den Kindern gesellt hatte und ihnen spannende Erlebnisse von seinen vielen Reisen erzählte.
Die Zeit verging wie im Fluge.
Als Olga Iwanowna sagte, es sei Zeit zum Aufbruch, da bedauerten es die Stalingrader Pioniere nicht weniger als die deutschen. Viele tauschten noch schnell Adressen aus und versprachen, einander zu schreiben.
So entstand ein reger Briefwechsel zwischen deutschen und Stalingrader Pionieren, der bis zum heutigen Tage fortgesetzt wird.

„Das ist doch keine Fabrik?"

„Ich denke, wir wollten in eine Fabrik", sagte Ursel, als sie einen Park mit Rasenflächen und wundervollen Beeten betraten, auf denen Rosen, Nelken, Petunien und Schwertlilien in verschwenderischer Farbenpracht leuchteten. Auch die anderen Freunde staunten. Sie wollten heute die Fabrik „Kaliber" besuchen — und statt dessen führte man sie in einen Park?
Aber Olga Iwanowna beruhigte sie, und Tamara erklärte: „Bei uns gibt es keine Fabrik ohne Blumen! Arbeiter sollen doch Freude haben!"
Und wirklich, plötzlich tauchte die Fabrik „Kaliber" auf, mitten im Park.
„300 000 Bäume und Büsche haben wir angepflanzt", sagte ein Gärtner. „Wir haben sogar einen eigenen Obstgarten, in dem erst kürzlich wieder 3000 Bäume gesetzt wurden."



Das Moskauer Werk „Kaliber“, wo die feinsten Meßinstrumente hergestellt werden

Tamaras Vater kam ihnen entgegen. „Das ist recht, daß ihr euer Versprechen gehalten habt", meinte er, als er sie begrüßte. „Kommt, Kinder, seht euch alles an."

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da ertönte eine Sirene. Grigori Grigorjewitsch überlegte kurz. Dann sagte er: „Es ist Mittagspause. Es hätte nicht viel Sinn, euch die leeren Werkhallen zu zeigen. Wißt ihr was, kommt mit in den Speisesaal, seid unsere Gäste und seht selbst, wie wir hier essen und leben. Nach der Pause zeige ich euch dann, wie wir arbeiten."

Überall auf den weißgedeckten Tischen des Speisesaals standen Blumen. „Das ist ja hier gar nicht wie in einer Kantine", sagte Fritz erstaunt, „sondern wie in einem guten Restaurant."
„Natürlich", bestätigte Wanja, der sowjetische Pionierleiter, „so muß es doch sein. Ihr müßtet erst mal in einige andere Großbetriebe kommen. Im Fleischkombinat beispielsweise spielt während des Essens eine Kapelle. Aber nun bestellt, was ihr gern essen möchtet."
„Wieso, gibt es denn nicht für alle das gleiche?" Fritz wunderte sich.
„Aber nein, ihr könnt verschiedene Gerichte haben", mischte sich Grigori Grigorjewitsch in das Gespräch. „Hier ist die Speisekarte. Ihr könnt wählen."
Bald hatten unsere Freunde den dampfenden Borstsch, feine Roterübensuppe mit viel Fleisch und Sahne, vor sich. Als zweites wählten sie Tefteli, das sind kleine Fleischklöße mit einer eigenartig gewürzten Soße, und zum Abschluß gab es Kisel, eine Art Fruchtgelee. Die Pioniere wollten russische Nationalgerichte kennenlernen.
„Besser als bei Muttern schmeckt es, und das will schon was heißen", stellte Ursel fest.
Fritz Peters fragte, als könne er es gar nicht recht fassen: „So essen hier die Arbeiter alle Tage?"
„Natürlich." Tamaras Vater lachte. „Heute ist doch kein besonderer Tag."
Bevor sie das Werk besichtigten, sahen sie sich noch den Klubraum an, die Bibliothek, die Leseecke und ließen sich erzählen, an welchen Kursen und Zirkeln die Arbeiter nach Arbeitsschluß teilnehmen können. Sie wollten auch wissen, welche Möglichkeiten, Sport zu treiben, der Betrieb seinen Arbeitern und Angestellten bot.
Denn natürlich besitzt „Kaliber", wie alle größeren Betriebe, seinen eigenen Sportplatz.

Schließlich aber gelangten sie in die Werkhallen, und Grigori Grigorjewitsch erklärte ihnen alles genau. „Seht ihr, hier werden Lochmaße aller Art hergestellt und dort Schublehren. Ehe solch ein Präzisionsinstrument fertig ist, müssen viele feinste und kleinste Teilchen hergestellt und gehärtet werden. Hier werden feinste Meßgeräte verfertigt, sogenannte Mikrometer", erklärte er in einer Abteilung, wo Werkbank an Werkbank stand.

„Ist das dort nicht die junge Frau, die wir bei euch zu Hause kennengelernt haben?" fragte Christel plötzlich Tamara.

Tamara nickte. „Ja, das ist Schura. Richtig heißt sie Alexandra Antonowna Dimitrijewa."

„Schura ist eine unserer besten Arbeiterinnen", bemerkte Grigori Grigorjewitsch und wies auf die junge Frau, die unseren Freunden lächelnd zugenickt hatte, aber nun emsig weiterarbeitete. „Wir haben ihr zu Beginn des Jahres schon zum Jahre 1952 gratulieren können."

Die Kinder blickten Tamaras Vater fragend an.

Er merkte, daß sie ihn nicht verstanden hatten. „Das ist so bei uns", erklärte er, „viele Arbeiter begrüßen sich in der Sowjetunion zu Beginn eines neuen Jahres nicht mit einem Glückwunsch für das folgende, sondern sie gratulieren zum übernächsten oder sogar zum überübernächsten Jahr. Warum? Weil sie ihren Plan vorfristig, das heißt um ein oder gar zwei Jahre früher, erfüllt haben."

„Schura ist also eine Stachanowarbeiterin?" fragte Fritz.

„Sie ist doch noch so jung", wandte Gerhard zweifelnd ein.

„Das stimmt allerdings." Tamaras Vater lächelte. „Aber wenn ihr es wissen wollt, will ich euch gern etwas über Schura erzählen. Sie selbst kann es jetzt nicht, wie ihr seht."

„O ja", baten die Kinder, „bitte, erzählen Sie!"

„Schura kam als Sechzehnjährige in die Fabrik. Drei Jahre steht sie nun schon hier an der Werkbank. Natürlich ist sie im Leben nicht stehengeblieben, sie geht vorwärts, unsere Schura. Doch laßt mich ein bißchen weiter ausholen. Im vorrevolutionären Rußland wurden Mikrometerschrauben noch gar nicht hergestellt, und als wir dann im ersten Fünfjahrplan die Erzeugung aufnahmen, schnitten wir in einer Stunde nicht mehr als eine Mikrometerschraube. Das ist die Spindel mit dem Feingewinde hier, seht ihr?"

Tamaras Vater zeigte sie den Kindern. Dann fuhr er fort: „Auch Schura hatte mit einer Schraube in der Stunde begonnen. Mit der Erfahrung stieg jedoch ihre Geschicklichkeit, und zugleich verbesserte sich die Qualität der Arbeit. Aber Schura gab sich, wie so viele andere, damit keineswegs zufrieden. Unermüdlich vervollkommnete sie ihre Arbeitsweise durch genaue Auswahl des zu bearbeitenden Materials, präzisen Schliff und sicheres Ansetzen der Schneidstähle. Sie ruhte nicht eher, als bis sie das zweckmäßigste Verfahren beim Schneiden herausbekommen hatte. Immer genauer wurden die Instrumente, und immer weniger Zeit brauchte sie dafür. Und heute liefert unsere Schura, wie die Besten unseres Betriebes, fünfzehn bis zwanzig Schrauben in der Stunde. Sie besucht übrigens eine Abendschule und wird im Herbst vom Betrieb auf eine Technische Hochschule delegiert."

Alle dachten noch über das Gehörte nach, da platzte Ursel heraus: „Warum hat sie sich eigentlich so angestrengt?"

„Wie kann ein Pionier nur so dumm fragen?" sagte Gerhard ärgerlich. Und Fritz Peters knuffte Ursel in die Seite.

Auch die anderen Pioniere begriffen sie nicht.

Da mischte sich Schura, die Ursels Worte in Olga Iwanownas Übersetzung gehört hatte, selbst in das Gespräch. „Warum ich das getan habe?" fragte sie. „Nun, wir alle geben uns große Mühe, weil jeder einzelne weiterkommt, wenn alle etwas dazu tun ... Und weil man uns achtet. Weil wir mehr verdienen.

Weil wir Prämien bekommen. Weil, nun, einfach, weil das Leben so angenehmer ist, besser und schöner! Das versteht bei uns jedes Kind." Sie hatte sich wieder ihrer Arbeit zugewandt.

Ursel war verlegen.

Aber Grigori Grigorjewitsch klopfte ihr auf die Schulter. „Sag du nur immer ehrlich, was du denkst. Und ihr auch", wandte er sich an die Freunde. „Fragt

Der Theatereingang im Kulturpalast des Moskauer Stalin-Autowerkes



Konzertprobe des Laienorchesters für Blasinstrumente im Stalin-Autowerk. Der bekannte Professor W. A. Stscherbinin vom Staatlichen Konservatorium dirigiert



ruhig, wenn ihr etwas nicht versteht. Nur so kann man im Leben lernen. Nur Dummköpfe tun so, als verstünden und wüßten sie alles."

„Die Qualität hat sich trotz der Schnelligkeit tatsächlich verbessert?" fragte Dieter.

„Kommt!" sagte der Meister und führte die Kinder zu einem Kontrollmikroskop. Wenn man durch die Linse blickte, konnte man ein blaßgrünes Feld sehen, auf dem sich deutlich zwei farbige, rechtwinklig aneinanderstehende, spinnwebdünne Linien abzeichneten. „Das", erklärte Tamaras Vater, „ist das hundertmal vergrößerte Bild des Schneidwinkels, das Profil der Mikrometerschraube." Und er schloß: „Dazu ist eine Präzision nötig, die ihr euch kaum vorstellen könnt."

„War es nicht sehr schwierig, so weit zu kommen?" wandte sich Ursel jetzt an Schura.

Sie lächelte und arbeitete ruhig weiter, während sie antwortete: „Schwierig? Nein, je mehr ich mit dem Kopf arbeitete, je mehr ich über meine Arbeit nachdachte, desto besser lernte ich, mir die Arbeit zu organisieren. Und je besser

ich die Arbeit organisierte, desto leichter arbeitete ich. Das sage ich auch immer meinen Lehrlingen."

„Wie, sie bildet auch Lehrlinge aus?" fragte Gerhard erstaunt.

„Schura ist eine unserer besten Lehrlingsausbilderinnen. Hier, unsere Raja hat bei ihr gelernt." Der Meister zeigte auf ein ganz junges Mädchen, das ein paar Werkbänke weiter stand. „Sie hat Schura schon eingeholt, und bald wird man von ihr das gleiche sagen, was man heute von ihrer Lehrmeisterin sagt."

„Und was sagt man von ihr?" fragte Ursel neugierig.

„Sie hat goldene Hände." Dann wandte er sich an Schura, die ein wenig verlegen geworden war. „Ich weiß, du hörst das nicht gern", sagte er, „aber es stimmt trotzdem."

Auf der Rückfahrt saß Ursel still in ihrer Ecke. Nach einer Weile meinte sie — und es hörte sich so an, als setze sie einen Punkt hinter eine lange Reihe von Gedanken: „Eigentlich gibt's bei uns auch so etwas!"

„Was?" fragte Fritz. „Vielleicht drückst du dich mal ein bißchen genauer aus. Was gibt's bei uns auch?"

„Na, erstens Frauen, die so einen Beruf haben wie Schura ..."

„Stimmt", unterbrach sie Gerhard. „Ich kenne eine, die hat Schlosser gelernt, und jetzt geht sie ebenfalls in die Fachschule und wird Ingenieur."

„Zweitens", Ursel ließ sich nicht beirren, „zweitens wird auch bei uns versucht, in der gleichen Zeit mehr zu schaffen ..."

„... ohne dabei zu schuften, bloß durch bessere Organisation der Arbeit", unterbrach sie Fritz. „Mein Vater hat mir erzählt, daß auch in seinem Betrieb Brigaden gebildet worden sind und daß er und viele seiner Kollegen nach dem Vorbild des Schnelldrehers Pawel Bykow arbeiten. Natürlich sind uns die sowjetischen Arbeiter weit voraus. Seit 34 Jahren sind sie Herr in ihrem Lande, gehören ihnen der Boden, die Fabriken, die Maschinen, überhaupt alles. Klar, daß sie sich mächtig anstrengen, hart arbeiten und immer Neues erfinden."

„... Und drittens wird auch bei uns die Qualität verbessert, und viertens", diesmal sprach Ursel schnell weiter, damit sie niemand unterbrechen konnte, „viertens muß ich mir noch einmal überlegen, ob ich Lehrerin werde. Ich glaube, ich lerne lieber Schlosser oder Mechaniker und werde Ingenieur."



Die Moskauer Straßenreinigung ist im Sommer wie im Winter vorbildlich.. Hier werden Lastwagen mit Schneckenaufzügen voll Schnee geladen, der in die Moskwa geschüttet wird

Die Akademie der Wissenschaften. „Die sowjetische Wissenschaft ist die fortgeschrittenste der ganzen Welt", erklärte Dieter Schöning, „mein Vater sagt das auch, er ist Arzt"



Die Kalugaer Chaussee, eine der Hauptstraßen Moskaus

Ein neuer Stadtteil entsteht

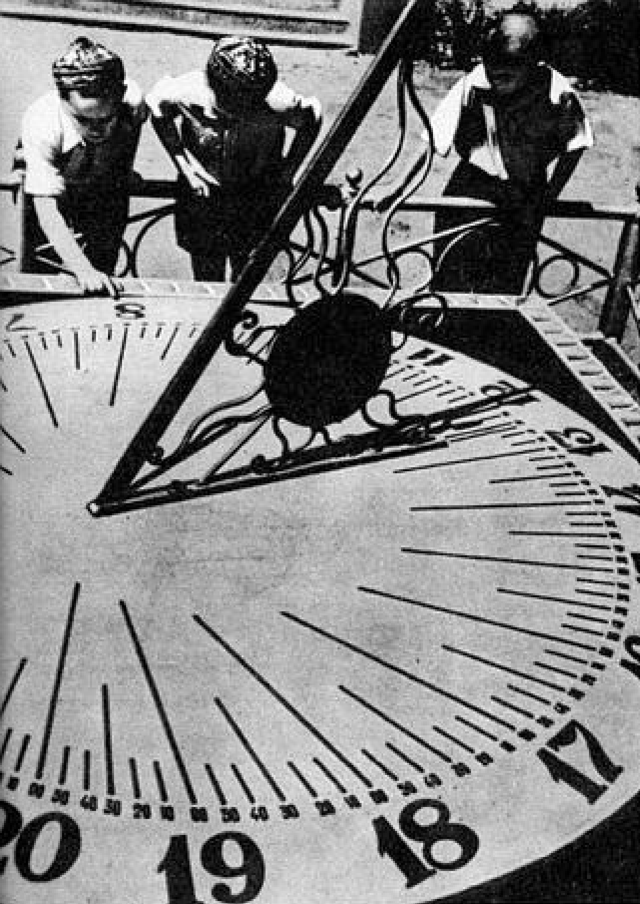
Unsere Freunde standen vor dem Hotel und warteten auf die Wagen, die sie nach den Leninbergen bringen sollten. Es war recht früh; die spiegelglatte Asphaltfläche des Fahrdamms war noch naß, denn eben fuhr wieder eine Reinigungsmaschine durch die Straße. „Sind die hier aber sauber!" rief Christel. „Jeden Tag wird ein paarmal gespritzt. Ist das überall so?"
„Auf allen Hauptstraßen und Plätzen könnt ihr morgens Hunderte von solchen Reinigungsmaschinen sehen, die kehren und sprengen und die Straßen säubern", bestätigte Olga Iwanowna. „Wie ist das denn im Winter, wenn hier viel Schnee liegt?" erkundigte sich Dieter.
Darüber gab Wanja, der sowjetische Pionierleiter, genau Auskunft. „Im Winter gibt es ebensoviel Maschinen, die den Schnee zusammenkehren, mit einem Schneckengang zu einer Heizanlage befördern und gleich an Ort und Stelle

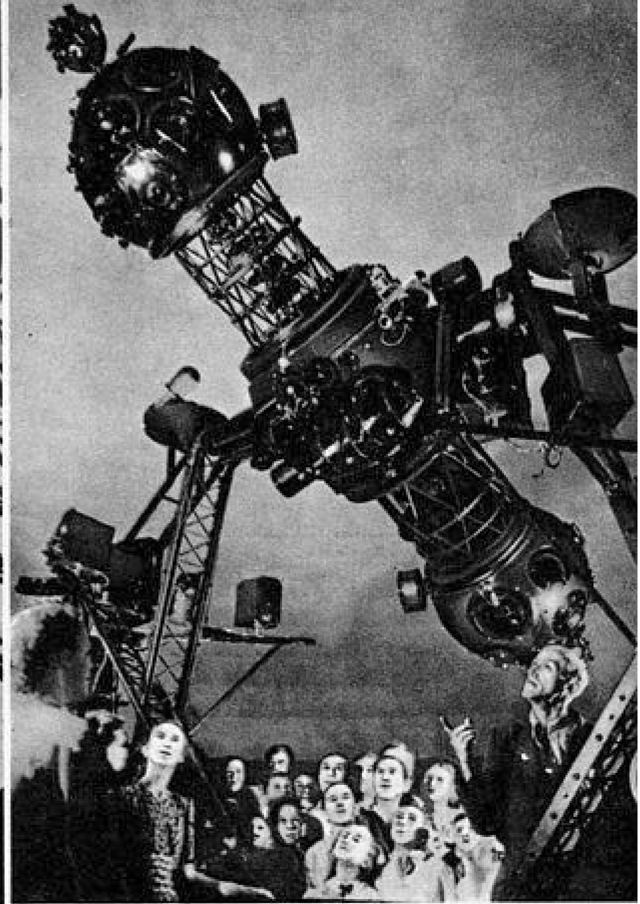
Wer kennt nicht die Namen
Mitschurin und Lyssenko?
Hier seht ihr das Haus,
wo die Ergebnisse der gesamten
landwirtschaftlichen Arbeit
zusammengefaßt und ausgewertet
werden:
die Lenin-Akademie der
landwirtschaftlichen
Wissenschaften





Die Lomonossow-Universität, an der früher nur Adelige und reiche Bürgersöhne studieren konnten. Heute finden wir hier nur Söhne und Töchter werktätiger Menschen. Und längst ist diese Universität zu klein geworden. Betrachtet deshalb auch das Bild auf Seite 221





Ob man sich so etwas
nicht selbst bauen könnte?
Etwa am Badestrand
aus Sand?
Die Sonnenuhr
im Moskauer Planetarium

Die Wunderwelt
des Sternenhimmels
wird im Moskauer Planetarium
jedem, der sich dafür interessiert,
in Vorträgen genau erklärt:
Durch technisch vollendete
Fernrohre kann jeder praktisch
nachprüfen,
was er gehört hat

„Wird einmal ein
Flug zum Monde
möglich sein?"
So lautet das Thema
des Vortrags, der hier
im Planetarium
gehalten wird

in Wasser verwandeln. Und das Wasser fließt dann in die Gullys. Eine besondere Vorrichtung an diesen Maschinen hackt Vereisungen vom Boden und wieder eine andere streut Sand. Alles das", erklärte Wanja, „geschieht gleichzeitig."

Aber nun war keine Zeit mehr, sich weiter zu unterhalten, denn die Wagen fuhren vor, und alle stiegen ein.

Über die neue schöne Kamenny-Most oder Steinbrücke ging es vorbei am Haus der Regierung, am Kino „Udarnik", das zweitausend Plätze hat und mit seinen prächtigen Warteräumen zu den schönsten Kinos von Moskau gehört. Im gleichen Haus befindet sich auch das Erste Kinderlichtspieltheater. Sie fuhren durch die Große Jakimankastraße, durch die Große Kalugaer Straße. Rechts flogen die Institute für Chemie und Geologie vorbei, dann folgte eine Reihe von Krankenhäusern. Nun kam der Gorki-Kulturpark, dann die Akademie der Wissenschaften, das Observatorium und wieder ein ganz großer, neuer Bau: das Haus der Gewerkschaften; schließlich ein neuer Hochbaukomplex, in dem einmal wissenschaftliche Institute untergebracht werden sollen; dann hielten sie und erblickten — die Universität.

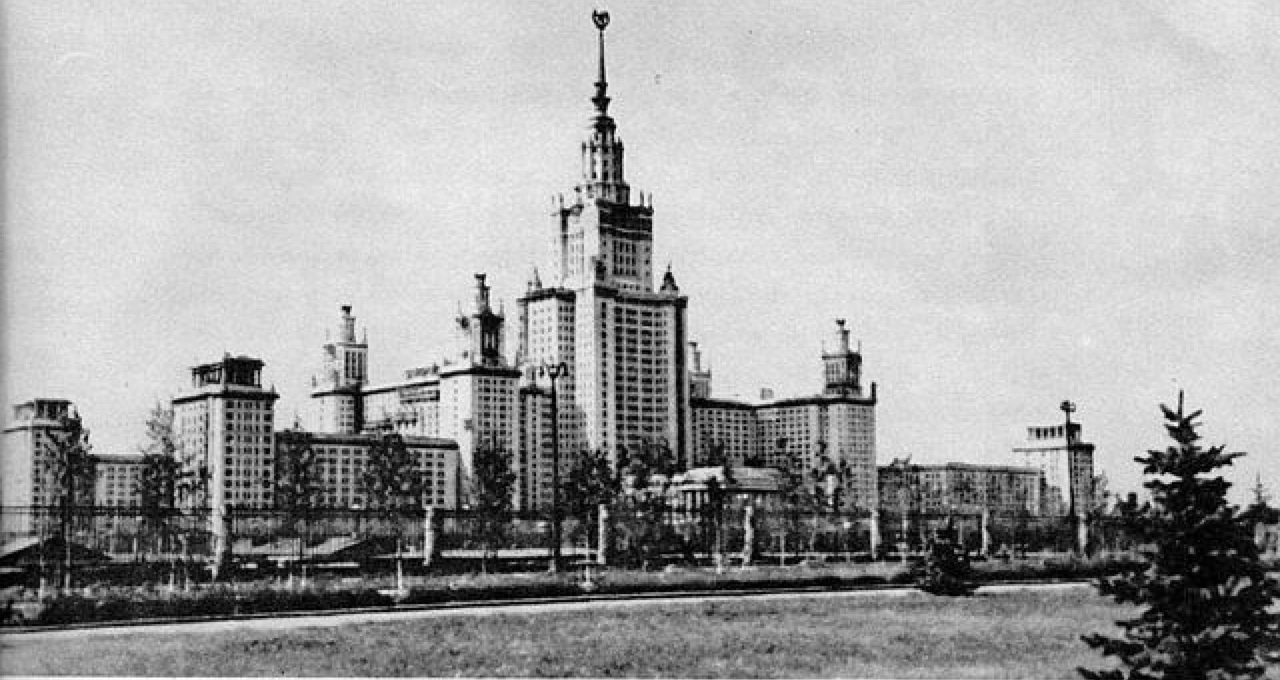
Sie liegt schon außerhalb der Stadt. Vor kurzem befanden sich hier nur kleine, bäuerliche Häuser, und die Moskauer machten ihre Ausflüge dorthin. Und nun standen unsere Freunde staunend vor diesen riesigen Gebäuden, die den Beginn eines neuen Stadtteils darstellen. Denn hier oben, in einer der gesündesten Gegenden der Hauptstadt, rings um die Universität, soll ein Wohngebiet von 16000 Hektar entstehen, werden in nicht allzuferner Zeit anderthalb Millionen Menschen wohnen.

Vorerst ist nur die Universität da, noch nicht ganz vollendet, aber bald, so erfuhren unsere Freunde, wird sie fertig sein. Dann halten die Studenten ihren Einzug.

„Aber das ist ja gar keine Universität, sondern eine ganze Universitätsstadt!" meinte Dieter verblüfft.

„Du hast recht", bestätigte Olga Iwanowna.

Und Wanja fuhr fort: „Eine Stadt der Wissenschaft auf einem Raum von einhundertundsiebenundzwanzig Hektar. Aber nun seht euch nur genau um."



Die neue Universität auf den Leninbergen bei Moskau

Die Stadt der Wissenschaft

Stolz ragte vor den Kindern der sechsundzwanzig Stockwerke hohe Mitteltrakt empor, den ein Turm krönt. Beiderseits wird er von zwei achtzehn Etagen hohen Seitenflügeln flankiert, an die sich wiederum zwei neun Etagen hohe Seitenflügel anschließen. Alle Gebäude zusammen wirken als ein formvollendetes Ganzes.

„Wer wird hier studieren?"

„Wird die alte Universität geschlossen?"

Plötzlich hatten sie alle so viele Fragen, daß Olga Iwanowna abwinkte. „Langsam, Freunde, langsam, eines nach dem anderen. Wer hier studieren wird? Nun, die Jugend unseres Landes, Söhne der Arbeiter, der Bauern und der schaffenden Intelligenz. Warum eine neue Universität gebaut wird? Die alte ist zu klein geworden. Unter dem Zarismus galt sie zwar als eine repräsentable

Universität, und nach kapitalistischen Begriffen war sie das auch. Früher hatten ja nur die Reichen das Recht auf Bildung, sehr viele Reiche gab's nicht, und deshalb gab es auch nicht viel Studenten. Bei uns kann heute jeder, der begabt ist, studieren, und alle, die sich durch gute Leistungen auszeichnen, bekommen ein Stipendium. Natürlich ist das noch nicht alles, was für die Studenten getan wird. Sie können zum Beispiel im Studentenheim wohnen, und in der Kantine, die in den Universitäten Mensa heißt, gibt es für wenig Geld ein ausgezeichnetes Essen. Kommt, wir gehen gleich einmal hinein, dann könnt ihr euch selbst überzeugen", schlug Olga Iwanowna vor.

Während die Arbeiter in den oberen Stockwerken noch bauten, wurde unten schon eingerichtet. Im Mittelgebäude waren die Räume der Verwaltung und viele Hörsäle untergebracht, und die riesige Bibliothek war auf elf Stockwerke verteilt. Oben im Turm, erfuhren die Freunde, wird ein Museum eingerichtet, und in den Seitengebäuden werden die Studenten wohnen. Nicht weniger als sechstausend Einzelzimmer stehen für sie bereit. Und was für Zimmer!

Was gefällt euch am besten?

„Weißt du, was mir am meisten imponiert?" wandte sich Ursel an Christel.

„Die Einrichtung?" riet Christel, denn sie war ganz begeistert von den formschönen und doch zweckmäßigen Möbeln.

Aber Ursel schüttelte den Kopf.

„Die Telefone überall?" riet Christel weiter. „Oder die schönen Duschräume?"

Ursel ließ sie nicht weiter raten. „Die Staubsaugeranlage", sagte sie. „Ich finde das großartig praktisch!"

Und wirklich, die Vorteile der in die Wände eingelassenen Sauganlage, deren Staubbeutel sich in der Wand befinden und nachts entleert werden, könnten selbst die anspruchsvollste Hausfrau begeistern.

Aber außer den sechstausend Studentenzimmern gibt es für die Lehrer und Professoren weitere zweihundert Vier- bis Zehnzimmerwohnungen, ebenfalls mit allen Bequemlichkeiten. Diese Wohnungen werden vollständig eingerichtet, wobei selbstverständlich auf persönliche Wünsche und persönlichen Geschmack jede Rücksicht genommen wird. In den unteren Etagen werden sich die Speiseräume, Lesezimmer und Gesellschaftsräume befinden. In den Seitengebäuden werden die chemische, die physikalische und die biologische Fakultät untergebracht.

Außerdem wird noch ein astronomisches Observatorium eingerichtet und eine hydrogeologische und eine meteorologische Station. Der chemischen und physikalischen Fakultät werden zahlreiche Laboratorien zur Verfügung stehen, die nach den letzten Errungenschaften der Wissenschaft und der Technik

Moskau wird immer schöner! Man scheut keine Mühe und pflanzt selbst große Bäume um, so wie hier die Silbertannen vor dem Hauptgebäude der neuen Universität. Sie wurden mit ihren Wurzelballen aus Sibirien hertransportiert



ausgestattet sind; und zur biologischen Fakultät wird ein eigener Botanischer Garten von dreißig Hektar gehören.

Als unsere Freunde die Gebäude verließen, machte Borja sie auf die Arbeiter aufmerksam, die gerade dabei waren, das Gelände zu planieren. „Hier wird bald überall ein Park sein", sagte er, „und dort, etwas weiter, wird eine Sportstadt entstehen mit einem Stadion für fünftausend Menschen. Dort drüben auf der Seite zur Moskwa hin soll eine Allee zum Fluß hinabführen, mit den Skulpturen großer Gelehrter."

„Das wird bestimmt die schönste Universität der Welt!" rief Christel überzeugt aus.

„Ja", bestätigte Wanja, „die schönste und die größte."

„Wenn man sich vorstellt", meinte Dieter nachdenklich, „daß in Westberlin die Studenten Teppiche klopfen und Botengänge machen, daß Studentinnen Kinder hüten und wer weiß was noch alles machen müssen, nur um das Geld zum Studium zusammenzukriegen, und wenn man dann hier sieht, was den Studenten alles geboten wird, nur damit sie tüchtig lernen können, dann müßte man ja blind sein, um nicht zu erkennen, wo unsere Zukunft liegt."

Wanja nickte ernst. „Du hast recht, Dieter, nur im Lernen, im Aufbau eines friedlichen Lebens liegt die Zukunft der Jugend. Wenn das alle jungen Menschen begreifen, dann wird der Friede in der ganzen Welt gesichert sein."

Der Abschied

Ursel weinte, Christel schluckte, Fritz, Dieter und Gerhard preßten die Lippen aufeinander, denn sie wollten sich ja schließlich als Jungen zeigen, obwohl in der Kehle ein häßlicher Kloß saß und sie würgte.

Aber auch Olga Iwanowna hatte feuchte Augen, als sie sagte: „Ich habe euch alle sehr liebgewonnen. Denkt an uns und vergeßt uns nicht."

„Nie werden wir euch vergessen!"

„Solange wir leben — nicht!"

„Und wir werden erzählen, wie gut es die Kinder hier haben!"

„Wir werden lernen, damit wir später mithelfen können, daß es bei uns auch so schön wird!"

Alle sprachen durcheinander, und mit dem Sprechen wurde ihnen etwas leichter ums Herz, und allmählich kam zum Abschiedsschmerz das Gefühl der Freude auf die Wochen in Artek, auf das Zusammenleben mit den sowjetischen Pionieren.

„Werdet ihr bestimmt schreiben?" fragte Tamara und drückte den deutschen Freundinnen immer wieder die Hände.

Borja fragte das gleiche, und alle versicherten, daß sie es ganz bestimmt tun und dabei viel über das Leben der deutschen Pioniere berichten würden, wenn sie erst wieder daheim wären.

Plötzlich zog Dieter ein Papierchen hervor. Er wurde ganz rot und sagte leise und sehr verlegen, er habe als Abschiedsgruß ein paar Zeilen geschrieben. Die wolle er den Freunden übergeben.

„Ein Gedicht!" Borja staunte, und alle schrien: „Vorlesen!" Aber das wollte Dieter nicht, er schämte sich zu sehr; und so nahm Christel das Blatt und begann:

„Wir werden sie niemals vergessen,
die schöne, die herrliche Zeit;
und ruft ihr uns ‚Wsegda gotow' zu,
dann rufen wir ‚Immer bereit!'

So sind wir bereit zu lernen,
wir sehen bei euch das Ziel.
Nun scheun wir nicht Mühe und Arbeit,
nun wird uns nichts mehr zuviel.

So sind wir bereit zu kämpfen
für Frieden und Freude und Glück;
und sollten wir je erlahmen —
dann denken an euch wir zurück!"

Christel hatte geendet. Dieter blickte verlegen zur Seite. Aber Tamara ging auf ihn zu und streckte ihm beide Hände entgegen: „Du, das hast du sehr schön gesagt!" Auch die anderen klatschten jetzt, und Ursel rief: „Unser Dichter!" Aber das klang nicht spöttisch, sondern richtig freundschaftlich und ein bißchen stolz. Doch Dieter wußte trotzdem nicht, wohin er blicken sollte, und so war es ihm ganz recht, als es jetzt hieß: „Einsteigen!"

Wieder saßen unsere Freunde in einem Flugzeug, wieder wurden Abschiedsworte gewechselt, und wieder hatten die Kinder Blumen in der Hand . . .

Dann rollte das Flugzeug los, ratterte noch eine Weile über den Boden, bis es sich langsam, langsam hob . . ., und plötzlich schrumpften die Winkenden da drunten zu winzig kleinen, schwarzen Pünktchen zusammen.

„Lebt wohl, ihr lieben neuen Freunde! Lebe wohl, Moskau!"



INHALT

Schutzumschlag: Ingeborg Meyer-Rey · Einband: Helmut Kloß · Illustrationen: Ingeborg Meyer-Rey · Verantwortlicher Redakteur: Ilse Ploog · Gestaltung: Siegfried Kleefeld Korrektor: Heinz Hoffmann · Fotos: Archiv „Illustrierte Rundschau“ (50) · Archiv Haus der Kultur der Sowjetunion (36) · Zentralbild (53) · Zeitschrift „Die Sowjetunion“ (4) Zeitschrift „Ogonjok“ (2) · Aus den Alben der Geschichte der KPdSU (B) (2) · Zeitschrift „Die Sowjetfrau“ (1) · Postkarten (14) · Lizenz-Nr. 304-376 148 51 · Satz und Druck: Sächsische Zeitung, Dresden · Bestellnummer: 3252 · 1.-20. Tausend 1953 · Für Leser von 11 Jahren an